

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL FECHTER U. EUGEN DIESEL

*Eugen Diesel: Zwiespalt im Bild der Nation / Paul Fechter:
Erfan George / Hans Stubbe: Dienst an der Pflanze – Dienst
an Volk / Daniel Corkery: Der Heimkehrer / Gottfried
Böhlwel: Mutter Zachez / Rudolf Pechel: Volk ohne Recht*

. JAHRGANG / JANUAR 1934

ZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
AN UNSERE LESER	1
EUGEN DIESEL	Zwiespalt im Bild der Nation 2
PAUL FECHTER	Stefan George 8
ERNST SAMHÄBER	Die politische Bedeutung des Gran Chaco 12
*	Ein deutscher Landsknecht in Südamerika 18
GOTTFRIED KOLWEL	Mutter Zachez, Ein Schauspiel in fünf Akten, II. Akt . . . 25
FRITZ KÖHLER	Preußische Siedlung - einst 35
W. FREIHERR VON GAYL	- und heute 38
*	Lebendige Vergangenheit 42
HANS STUBBE	Dienst an der Pflanze - Dienst am Volk 44
DANIEL CORKERY	Der Heimkehrer 49
R. P.	Volk ohne Recht 54
LITERARISCHE RUNDSCHAU	
EMMRICH	Der einsame Feldherr, die Wahrheit über Verdun 57
PAUL FECHTER	Schweizer Dichtung 58
D. R.	Der lebendige Atlas 59
WERNER WIRTS	Vom Mythos deutscher Landschaft 60
HANS WERNER	Die Schwester 61
HEINRICH	Kulturwaffen 61
D. R.	Das Auto als Erlebnis 61
GREGOR HEINRICH	Thornton Wilder, ein christlicher Dichter Amerikas . . . 62
Bücher 63
Allerlei- und Anekdoten 64
POLITISCHE RUNDSCHAU 68
VOR DEM SCHNELLRICHTER 70

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang
 Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM
 zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungsgebühren
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die
 Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte
 ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246.
 Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 53823. Postsparkassenamt Wien 156086

An unsere Leser!

1127-2

Dem Wunsch, zu Beginn des 60. Jahrganges unserer Zeitschrift den Lesern eine Erweiterung und Bereicherung bescheren zu können, konnte aus technischen Gründen zu Beginn des Jahrganges noch nicht stattgegeben werden.

Jetzt ist durch Übergang in den Verlag des Bibliographischen Instituts die Möglichkeit gegeben, die Arbeit der »Deutschen Rundschau« zu verstärken und den Sinn dieser Arbeit weitesten Kreisen noch deutlicher zu machen als bisher.

Getreu ihrer Überlieferung, im Wettstreit mit den großen führenden Revuen des Auslandes die notwendige deutsche Zeitschrift zu sein, will die »Deutsche Rundschau« mit allen Kräften an der Sinndeutung des deutschen Lebens und der deutschen Revolution, ihrer Kräfte und Ziele nach drinnen und nach draußen mitarbeiten. Sie wird nach wie vor durch Hervorhebung der deutschen Leistung und des deutschen Willens auf allen Gebieten zeigen, wo und wie unsere Stellung im europäischen Kulturkreise ist. Ihre Mitarbeiter sucht sie unter den schöpferischen Menschen, die in der Lage sind, das eigentlich Deutsche, das unter allen wechselnden politischen Formen Gleiche und Bleibende und das neu Heraufkommende zu erkennen und es ihrem Volke und der ganzen Welt zu deuten.

Um diese Sinndeutung so lebendig und eindringlich wie nur möglich zu gestalten, ist Dr. Eugen Diesel in die Leitung der Zeitschrift eingetreten. Diesel, der Verfasser der »Deutschen Wandlung« und des »Landes der Deutschen« wird neben Einsicht vor allem Anschauung zu übermitteln suchen. Was wir anstreben, ist, Deutschland in der Welt, die Welt in Deutschland zu spiegeln. Wir wollen eine Deutschlandzeitschrift sein, die auch dem Ausland und dem Auslandsdeutschtum ein Bild des ewigen Deutschland – des sachlichen wie des überfachlichen – vermittelt – im unmittelbar Anschaulichen wie im Begrifflichen. Wir werden in Zukunft dem Bild und der Karte bedeutende Aufgaben in der »Deutschen Rundschau« zuweisen können und werden versuchen, die literarische Arbeit auch mit diesen Hilfsmitteln in die großen weltgeschichtlichen, geographischen, politischen und kulturellen Zusammenhänge hineinzustellen.

Wir wissen aus vielen Zuschriften, daß wir durch diese Erweiterung unserer Zeitschrift einem Wunsche der Leser und einer deutschen Notwendigkeit nachkommen. So darf die »Deutsche Rundschau« für ihre weitere Arbeit auf noch stärkeren Wiederhall rechnen, als sie ihn gerade im letzten Jahre ständig wachsend schon gefunden hat.

Herausgeber und Verlag
der »Deutschen Rundschau«

Zwiespalt im Bild der Nation

Leitbild der Epoche und Bild des Volks

Daß die Völker, zumal die Deutschen, heute auf so leidenschaftliche, ja ingrimmige Weise lebendige Vorstellungen von sich selbst als Nation zu erringen trachten, ist ganz gewiß kein Zufall und keine politische Mode. Vielmehr spiegelt sich auch in diesem Kampf um ein Bild der Nation die neue Kristallisation der Völker wider und der Aufmarsch zu neuer geschichtlicher Entwicklung, wie er auf der ganzen Erde im Gange ist. Der Internationalismus hat die große Kluft zwischen einem versinkenden und einem frisch herausziehenden Weltalter nicht zu überbrücken vermocht. Jetzt werfen die Völker ihre nationalen Brücken über den Abgrund und schreiten weiter.

Aber dieser erstaunliche Ausbruch bietet an sich noch keine Gewähr dafür, daß wir das große Ziel wirklich würdiger nationaler und europäischer Zustände erreichen. Vergessen wir nicht, daß die Weltgeschichte seit je eine tragische Angelegenheit war. Sie wird in vieler Hinsicht eine tragische Angelegenheit bleiben, Dämonen und Verräter genug stehen bereit, welche es gelüstet, die Völker in neue düstere Schicksale hineinzustoßen. Geist und Gemüt können sich neuen Irrtümern hingeben. Halbheit und Blindheit sind, wie immer, am Werke, die großen Ziele zu zerschlagen.

Die ergreifende Weise, auf welche Deutschland seinen nationalen Willen ausströmen läßt, verführt uns leicht dazu, einen seelisch-willensmäßigen Zustand als das zutreffende, die Nation ganz und gar darstellende Bild zu deuten. Aber es ist nicht dieses Bild, sondern ein bestimmter politischer Zustand. Darin herrscht die Willenskraft, das „Blut“ vor, und dieses sucht sich aus der großen Fülle der das Volk ausmachenden nationalen Erscheinungen, Zustände und Vorgänge vor allem nur dasjenige für sein nationales Leitbild aus, welches eben diesem heutigen Willenszustand und der Leidenschaft unserer Seele entspricht. Was sich aus alledem formt, ist das politische Leitbild der Epoche, das Leitbild der nationalen Revolution, aber es ist keineswegs das allumfassende Bild von der deutschen Nation und dem deutschen Volk schlechthin, welches ja mit Hilfe der Revolution erst erobert und gestaltet werden muß.

Der Streit zwischen Geist und Blut

Eine Vorstellung, ein Gedankengebäude oder Leitbild benötigen die Menschen auf allen wichtigen Lebensgebieten: in der Religion und in der Wissenschaft, in der Kunst und in der Politik. Der Mensch ist nun einmal auch ein geistiges Wesen. Das Banner des Geistes weht als ihr Wahrzeichen über der Menschheit. Und wenn wir auch zuweilen von großartigen und triebhaften Willensstößen fortgerissen werden, der Geist tritt immer wieder in seine Rechte ein. Freilich, wenn der Geist den Willen vergewaltigt, dann hat der „Intellektualismus“ gesiegt, der dem Menschen das Blut aus den Adern saugt. Das darf und soll nicht sein! Aber ebensowenig darf der Wille den Geist vergewaltigen. In diesem Hin und Her zwischen Geist und Wille oder Blut können sich zwei verhängnisvolle Grenzfälle ergeben: im ersten Falle siecht der Wille dahin, weil eine zu große Fülle rein geistiger und blutloser Vorstellungen ihn ohne

Unterlaß irreführt und äßt; im anderen Falle „blinder“ Leidenschaft wird der Vorstellungskreis so dürftig, unklar und einseitig, daß er niemals eine ausreichende geistige Führung in diesem weiten und wilden Leben bietet, in welchem nun einmal der Waffe „Geist“ eine erstaunliche Rolle zufällt. Hier liegt eine der unerhört schweren und begeisternden Aufgaben unserer Führung, denn wir werden unsere zukünftigen nationalen Aufgaben nicht lösen können, wenn wir die Freiheit und Weite unserer Vorstellungen von Volk und Welt auf unnötige Weise einengen. Die Fülle und Größe des irdischen und nationalen Lebens wird unerbittlich immer wieder neue überraschende Vorstellungen und Erlebnisse an uns heranzuführen, und immer wieder werden wir um neue Erkenntnisse ringen müssen. Zudem haben wir ja das Glück, in einer Zeit zu leben, die, so sehr sie nach der Kristallisation des Nationalen drängt, doch wieder ins Weite, Größe und die Erde Umfassende hinausstrahlt. Unser großer Geograph Friedrich Ratzel sagt am Ende seines Werkes „Die Erde und das Leben“: „Das Streben nach nationaler Abschließung steht aber gerade darum in einer engen Beziehung zu diesem weltumfassenden Zuge unserer Zeit, weil es ihm widerspricht; es ist der Rückschlag davon. Wir fühlen die elementare Macht des Naturgesetzes in diesem Strome der Weltinteressen; wir müssen hinein und ihm folgen, wollen uns aber zugleich zusammenhalten, damit er uns nicht auseinanderreißt und fortreißt: daher dieser Widerspruch, dessen sich jeder von uns bewußt wird, der in sich selbst und in seine Zeit schaut.“ Je mehr wir der großartigen, ja majestätischen Fülle unserer Zeit Rechnung tragen, sie nicht fliehen, sondern sie zu beherrschen suchen, sie in den Plan unseres Willens einbeschließen, um so fruchtbarer und größer wird sich unser nationaler Weg gestalten. Haben wir aber vorzeitig die Pforten zugeschlagen, um uns auf einem beengten geistigen Wege vorwärts zu bewegen, dann werden ja doch alle jene Ereignisse und Bilder des Zeitalters uns auf unserem Wege begleiten, unser Gemüt wie Gespenster und Feinde verwirren, anstatt unsere Freunde und Bundesgenossen zu sein.

Der nationale Prozeß

Ist es möglich, ein zutreffendes nationales Bild allgemeinsten und größter Art zu finden?

Von Volk und Nation gibt es schlechterdings keine zutreffendere und zugleich ergreifendere Vorstellung als diejenige von einem ungeheuren Prozeß oder Vorgang. Die Zahl und Fülle aller Kräfte, Zustände und Ereignisse, aus deren Zusammenspiel sich die jeder Nation eigentümlichen Lebensspannungen ergeben, ist fast unbegrenzt. Wenn wir trotzdem nach gedanklichen Formeln für die Erkenntnis der Nation suchen, so werden wir zunächst nur einzelne Hilfsvorstellungen, etwa geschichtliche Deutungen, Rasse-theorien, Charakter-schilderungen zu fassen bekommen, welche, sobald man sie einseitig verwendet, die große Fülle der Erscheinungen und Geschehnisse nur äußerst dürftig einzukleiden vermögen. Körperlichkeit und Rasse, Seele und Land wirkten und wirken in den mannigfachsten Verhältnissen aufeinander ein. Die Zeit trägt die Generationen der Völker weiter und weiter und häuft ungeheure Massen von Geschichte und Kultur über ihnen auf. Eine dichte Decke von Erinnerung, Überlieferung, Kultur, Technik, seelischen und geistigen Spannungen, künstlich hervorgerufenen Lebenszuständen und Möglichkeiten liegt somit über den Nationen. Nicht nur das eigentliche Land ist eine Umwelt, welche züchterisch auf den Menschen einwirkt; sondern auch jene erstaunliche, teils im Dinglichen, teils im Geistigen vorhandene Schicht aus Geschichte und Kultur stellt eine Umwelt

dar, die in ihrer Wirkung auf Mensch und Nation dem Land, der Landschaft und der Rasse oft genug ebenbürtig ist. Nun finden sich aber unter allen den triebhaftesten, geistigen und sonstigen Aufbausteinen der Nation solche, die im Katarakt der Zeit verhältnismäßig fest und widerstandsfähig sind, und solche, die sich rascher wandeln und verfließen. So wirkt Zahlloses zusammen, um den großartigen nationalen Prozeß in Wirksamkeit zu halten, aber auch, ihn jeder gewollten Eindeutigkeit zu entziehen. Dieser Gesamtprozeß aber ist und bleibt das national Entscheidende und Starke. Er ist bei vielen Völkern so kräftig, daß Kinder von fremden Eltern Mitglieder derjenigen Nation werden, in der sie aufwachsen. So werden englische Kinder in Deutschland Deutsche, Deutsche in England Engländer. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika besteht nur aus Einwanderern und ihren Abkömmlingen. Ist ihnen darum der Charakter einer Nation abzusprechen? Freilich hat dieser Anpassungs- und Einbürgerungsvorgang seine deutlichen und unüberbrückbaren Grenzen, die durch die Rasse bestimmt sind. Aber eben daran erkennen wir, wie nahe verwandt der Rasse nach die größten europäischen Länder sein müssen, da der Übergang zur anderen Nation in so zahlreichen Fällen bei Kindern ohne weiteres möglich ist.

Somit stellt nicht ein Verzeichnis über einige nationale Eigenschaften oder eine Summe geschichtlicher Ereignisse oder eine der vielen noch so tastenden und schwankenden Rassentheorien eine tiefere Erkenntnis deutschen, englischen oder französischen Wesens her, sondern einzig und allein die Anerkennung des großartigen durch die Geschichte laufenden Prozesses in seiner die Rasse-, Geschichts-, Kultur- und Geistesvorgänge einbeschließenden Gesamtheit, worin die Volksgenossen einen merkwürdigen, als nationale Gemeinschaft empfundenen Spannungszustand erleben. Nur durch vielfachen Vergleich der nationalen Prozesse einzelner Völker untereinander gelingt es allmählich, eine Nation nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch geistig zu begreifen. Leider ist es gang und gäbe, einzelne Bausteine und Kraftlinien herauszugreifen und zu vergleichen, so daß wir viele schiefe und unvollkommene Bilder erhalten. Auch die politische Geschichte, welche immerhin eine größere Anzahl von Elementen zu umfassen sucht, aber leicht den politischen Faden als das Gewebe der ganzen Nation ansieht, ist nur ein zugeordnetes, nicht übergeordnetes Mittel zu nationaler Erkenntnis. Ohne Geographie ist sie für das Bild der Nation wertlos, wie auch die Geographie, die Kulturgeschichte, die Rassenkunde bei der Gewinnung des lebendigen Bildes der Nation wertlos bleiben, wenn man sie nicht in ihrem Zusammenspiel, in ihren züchterischen und geistigen Ausstrahlungen zu begreifen vermag.

Mit alledem predigen wir keineswegs einen intellektuellen Universalismus, meinen wir nicht, daß das Bild der Nation verwissenschaftlicht werden soll. Ganz im Gegenteil! Ohne Liebe, Hingabe und Einfühlung ist eine Annäherung an das lebendige Bild der Nation nicht möglich. Nur im Zusammenspiel mit diesen Kräften des Gemüts erreichen jene Wissenschaften ihren höchsten Wert. Eher begreift man das Volk nur aus der Liebe und der Hingabe heraus ohne Wissenschaft, als mit einer Wissenschaft ohne Liebe und Hingabe. Auch im Falle der Nation müssen wir uns, wie Goethe sagt, mit Ehrfurcht „vor dem Phänomen beruhigen“, zumal ein Volk nie und nimmer etwas Starres und dogmatisch Greifbares ist, sondern sich immer wandelt, sich immer in sich selbst mit festen und fließenden Bestandteilen verschiebt und doch wiederum etwas ewig „Seiendes“ darstellt. Die Anerkennung des „Phänomens“ der Nation ist aber gerade das Gegenteil von der Leugnung des Geistes als erkennende und führende Macht. Man muß nur wissen, was man unter Geist zu verstehen hat.

Einzelbild und Gesamtbild

Die Auffassung der Nation als eines ungeheuren und immer im Fluß befindlichen Vorgangs oder Prozesses setzt nun freilich große Willigkeit des Charakters, Spannweite des Geistes und zudem große Unvoreingenommenheit und Unbefangenheit voraus. Denn ein solches Leitbild liefert uns niemals formelhafte Lösungen, Schlagworte oder Dogmen. Aber die meisten Menschen sind einmal so beschaffen, daß sie die einzelnen Bausteine oder Linien nicht anders begreifen können als im herausgelösten Zustand. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht ein solches herausgelöstes Bild dann gezwungen würde, das Leitbild oder die Erklärung für den gesamten nationalen Vorgang überhaupt abzugeben. Solche Vergewaltigungen durch einseitig ausgelesene Geschichtsauffassungen, durch rassistische oder kulturelle Bilder sind bei allen Nationen im Schwange. Aber auch die anderen nicht berücksichtigten Elemente des nationalen Gesamtbildes werden es nicht unterlassen, ihre Ansprüche anzumelden. Darum wird das dogmatische, wenn auch heldenhaft einseitige Ideenbild oder Ideal schließlich immer mit der Wirklichkeit des nationalen Gesamtprozesses in Widerspruch geraten. Dieser Gesamtprozeß aber kämpft mit seiner allzu großen Fülle und Schwererfäßbarkeit, und die meisten Menschen trösten ihr nationales Gewissen nur allzu gern immer wieder mit jenen einseitigen und verengten Vorstellungen.

Auf dem einen Wege also ist es möglich, eine feste und irgendwie deutbare Vorstellung, etwa ein Rassenbild oder ein Gefühl und einen Gedanken vom Wesen, von der Seele des deutschen Menschen, ein Bild vom deutschen Lebensraum zu erhalten und zu erklären. Der entgegengesetzte Weg strebt zunächst nach dem Gesamtbild, in welchem wir jene einzelnen Vorstellungen wieder erkennen, die dann das Gesamtbild bestätigen, bereichern oder je nachdem auch berichtigen.

Vorteil und Gefahr des dogmatischen Bildes

Der erste Weg ist bequem, führt zu rasch einleuchtenden Ergebnissen und verlangt von uns zunächst weiter nichts, als daß wir uns nach einem Teil des nationalen Geschehnisses innerlich und äußerlich einrichten und ausrichten. So können wir etwa die Vorstellung von der Rasse herausarbeiten. Wenn wir aber dann das so überaus zusammengesetzte Gesamtbild der Nation nur an der Rasse auszurichten beginnen, dann müssen sich bald Zweifel anmelden, die dann das auf seine Weise wertvolle Rassenbild schädigen können. Ein weiterer Fall: wir dogmatisieren „den“ deutschen Menschen. Aber es gibt vielerlei deutsche Menschen, deren Einheit nur zu einem unbestimmten und kaum zu erforschenden Teil ursprünglich in ihrem Wesen oder ihrer Seele liegt. Das ihnen Gemeinsame ist, richtiger gesagt, der von ihnen in gemeinschaftlicher Arbeit und im Laufe der Geschichte in einem bestimmten Land hervorgerufene Zustand nationaler Spannung. Wird mit der nebelhaften Vorstellung von einem „deutschen Menschen“ ein dogmatisches Begriffsspiel getrieben, dann freilich erblicken wir ihn wie ein gegebenes unzweideutiges Wesen, sehen ihn durch die Geschichte dahinreisen, wie ein Wanderer seinen Weg verfolgt. Wir sehen ihn schließlich zu einem ebenso unzweideutigen „Volk“ zusammengeschlossen und ein deutlich beschreibbares Land besiedeln. Gewiß, alles das ist auch Wirklichkeit, aber es ist Teilwirklichkeit, die leicht in grobe Unwahrheit umspringt, sobald man sie lehrhaft oder gefühlsmäßig dogmatisiert. So deutlich ist der Spaziergang des

hypothetischen deutschen Menschen durch die Geschichte wahrhaftig nicht festzustellen! Ist der deutsche Mensch doch in jedem Augenblick erst das, wozu ihn die Geschichte, die Politik, der Entwicklungsvorgang in Leib und Seele und die sich ebenfalls wandelnde Umwelt gemacht hat! Diese vielgestaltigen Prozesse in Geschichte, Kultur, Geist, Seele erfassen die meisten Menschen allerdings am bequemsten als chronistische Zutat zu eben jenem Spaziergang des deutschen Menschen durch die Geschichte. Ist nun aber die mangelnde Fassungs-gabe des Durchschnittsmenschen etwa ein Freibrief für die Dogmatisierung enger und kleinlicher Vorstellungen, für die Einnebelung des großen Bildes der Nation? Nie und nimmer! Sagen wir es ruhig heraus, daß man die herauspräparierten Fäden der politischen Geschichte nicht überschätzen darf. Ist denn Wesentliches über Deutschland damit ausgesagt, wenn man, wie man es lesen und hören kann, etwa behauptet, daß im Anschluß an die französische Revolution während der napoleonischen Kriege der europäische Nationalismus entstanden sei; daß Napoleon gleichzeitig der Urheber des Liberalismus sei, des gleichen, dann so groß und schädlich gewordenen Liberalismus, den wir jetzt wieder aus unseren nationalen Vorstellungen auszufondern trachten? Haben wir überhaupt einmal untersucht, was den übermäßigen Gebrauch des in mancher Hinsicht richtigen Schlagwortes „Liberalismus“ rechtfertigt, ein übermäßiger Gebrauch, der als solcher liberalistischer Gesinnung verdächtig ist? Kurz und gut, dogmatische Teilvorstellungen sind angesichts der unendlichen Erscheinung „Nation“ nichts anderes als Schneisen im Wald. Aber die Schneisen sind nicht der Wald.

Nun besitzt aber die einseitige Vorstellung von der Nation den großen Vorzug, zunächst einer relativistischen und zersetzenden Kritik des nationalen Daseins einen Damm entgegenzusetzen. Indessen ist auf die Dauer dieses Verfahren schädlich, ja es schlägt in das Gegenteil des beabsichtigten um und öffnet nunmehr dem Relativismus Tür und Tor. Denn es ist ja gar nicht zu vermeiden, daß sehr viele nicht berücksichtigte Tatsachen im Bilde der Nation ebenfalls ihr Recht anmelden, sich dem dogmatischen Bilde nicht unterordnen lassen. Dadurch aber, daß ein solches dogmatisches Bild dann höchst ergänzungsbedürftig und mangelhaft erscheint, werden dem flachen und skeptischen Relativismus erst recht die Mittel in die Hand gespielt, die Werte des nationalen Daseins zu bezweifeln, zu verspotten, zu zersetzen.

Gefahr und Verheißung des umfassenden und freien Zielbildes

Der zweite Weg, nämlich der Versuch, dem nationalen Gesamtprozeß gerecht zu werden, führt aber zunächst viel unmittelbarer in die Gefahr eines solchen zersetzenden Relativismus. Wenn man die Rasse, das Erbgut, die natürliche und die kulturelle Umwelt, die Geschichtstiefe, den ursprünglichen und den gewordenen Menschen, die Einwirkungen des Geistes und der anderen Völker, die Dynamik der Politik, das Geschwader der Zufälle und alles Übrige in das Bild einzusetzen trachtet, alle jene Wirkungskräfte von teils fester, teils wandelbarer Art, dann muß man fürchten, von der Unzahl möglicher Querschnitte verwirrt zu werden, ohne je das wirkliche, uns eben nicht zugängliche Bild zu erhalten. Wenn Einer solchen Kampf um das Gesamtbild seines Volkes führt und hierbei sein Geist und Gemüt nicht standhalten, dann wird sich nur allzuleicht der verderblichste Skeptizismus und Relativismus anmelden. Dann wird sehr leicht ein natürliches Gut auf Kosten irgendeines geschichtlichen oder psychologischen Einwandes abgeleugnet, dann schleichen sich giftige und zersetzende Einflüsse in unsere Betrachtungsweise ein, und wir werden geistreichelnde

Relativisten, die nichts ernst nehmen und schließlich die ganze Nation nur als ein im verschiedenartigsten Kolorit schillerndes Wesen oder Unwesen ansehen.

Aber diese schweren Gefahren, die vor allem in der praktischen Psychologie der politischen Führungsarbeit zu berücksichtigen sind, bilden keinen Gegenbeweis gegen die Notwendigkeit einer umfassenden freien und dogmenlosen Betrachtungsweise der Nation als eines ausgebreiteten Prozesses oder Vorganges. Wenn wir durch „Jasagen“ siegen und das Ziel der Nation erreichen wollen, dann bedürfen wir aller inneren Freiheit und Unbefangenheit. Ein solcher Weg setzt eine Kraft des Gemüts und des Geistes voraus, die nicht vor der schier unerforschbaren Ausdehnung und Versflochtenheit des nationalen Bildes zurückbebt und sich nicht in das enge Dogma flüchtet. Der Einwand, daß nur wenige Menschen solche Kraft des Geistes und Gemütes aufbringen können, gleichwohl aber eine Vorstellung von der Nation brauchen, ist kein Beweis gegen die Notwendigkeit, daß wenigstens die Besten in einem Volk die Kraft zur Erschaffung eines solchen Gesamtbildes aufzubringen haben. Und eine solche, wenn auch unbewußte Kraft, kann sogar in der Seele des Volkes hervorgerufen werden. Der große Geist und Forscher mag ruhig die Überzeugung nähren, daß er auf seinem freien und großen Wege von seinem Volk getragen und unterstützt wird, ohne daß es deshalb nötig ist, jeden einzelnen Menschen im Volke geistig mit dem Gesamtbild zu belasten.

Die Forderung

Noch einmal heben wir es ausdrücklich hervor: es kommt nicht auf einen Universalismus intellektueller Art an, mit Hilfe dessen ein sachlich-wissenschaftliches Bild von der Nation zusammenzusehen wäre. Sondern es kommt auf eine Kraft des Gemütes an, welche sich ehrfürchtig zum Gesamtbild als einem lebendigen und wesenhaften Zielbild zu bekennen vermag. Nur mit Hilfe dieser Kraft kann im Laufe des kommenden Zeitalters das nationale Bild wirklich im Geist und im Gemüt deutlich herausgestellt werden und mit einem nationalen Bewußtsein verschmelzen, welches allererst die wahre Einheit der Nation zum Ausdruck zu bringen vermag.

Somit ist die Forderung nach Freiheit, Größe und Ehrlichkeit des zu gewinnenden nationalen Bildes gerade das Gegenteil einer relativistischen Forderung. Sie zertrümmert das enge Dogma, das, wie wir sahen, erst recht den Relativismus und Skeptizismus heraufbeschwört. Sie allein begegnet von Anfang an der relativistischen Versekung, weil sie aus innerer Kraft und Bejahung handelt, die nichts anderes darstellt als das Bekenntnis zur „Ewigkeit“.

Wir fassen zusammen: weder der Weg der dogmatischen Verengung auf Grund einzelner Hilfsvorstellungen ist der wahre und große Weg zur Erkennung der Nation; noch ist es der Weg eines wissenschaftlichen Universalismus, dem der innere Skeptizismus und ein nur ästhetisches Spiel unvermeidlich nachfolgen würde. Vielmehr wird sich das gesamte nationale Bild aus der Kraft des Gemütes herstellen, einer Kraft, die mit seelischer Sicherheit die Widersprüche im Gesamtbild erträgt, weil der gesamt-nationale Vorgang als Einheit empfunden wird.

Wir Deutsche haben bisher dieses Zusammenspielen von innerer Kraft des Gemütes und freier und großer Anerkennung des gesamt-nationalen Bildes noch nicht zu erwerben vermocht. Aber heute sind die Hindernisse der einen oder der anderen Art zerschlagen, die uns den Weg zu solcher wahren Freiheit und Größe versperrten.

Stefan George

I.

Still und ungesehen, wie er gelebt hat, ist Stefan George fern dem Reich gestorben: der Ring seines Daseins hat sich sinnvoll geschlossen. Das Ende stimmt zum Anfang: die hohe Anerkennung, die das neue Reich ihm brachte, vermochte nichts an seiner Haltung zum Leben zu ändern. Er blieb der Unsichtbare wie einst, da er begann: die Legende spann sich weiter um ihn und konnte doch das Unberührbare, das ihn umgab, nicht lockern. Er war stark genug, dem eigenen Wesen treu zu bleiben; der Verkünder und fordernde Prophet verharrte abseits, auch als die Zeit den Propheten auf ihren Schild erhob. Er wußte, daß seine Wirkungskraft ihm nur blieb, wenn er als Wesensucher den Weg weiterging, der ihm allein Leben bedeutet hatte: so verzichtete er auf alles, nur nicht auf seine Form und seinen Sinn, und das Schicksal bestätigte ihn. Er durfte als der sterben, der er gewesen war — auf der Höhe einer Bejahung durch die Zeit, die ihm nun nichts mehr nehmen kann.

Stefan George ist recht eigentlich derjenige, der das 19. Jahrhundert abschließt. Nicht umsonst ist er fast genau hundert Jahre nach Goethe gestorben, mit dem das 18. Jahrhundert endet. Über dem Wirrwarr, der sich in der Niedergangszeit des Geistigen im Anschluß an die große Dichtung um 1800 ergab, schuf er zusammenfassend und abschließend die erste Verschmelzung der beiden Grundkräfte, die das verwilderte Jahrhundert erfüllten — des Klassischen und des Romantischen. Er war widerstandskräftig genug, von den flackernden Energien der Einzeljahrzehnte unberührt zu bleiben und dafür den wirklichen Zwiespalt der Epoche, der seit den Tagen des „Athenäums“ und der „Horen“ die deutsche Welt durchzog, in seinem Leben und in seinem Werk so aufzuheben, daß er endlich Geschichte werden konnte. Alles, was nach ihm noch von den Einzelkräften dieses Zwiespalts aus geschaffen wurde, verwies sich damit von vornherein selbst ins Reich des Verspäteten, des Akademischen: es ergab sich das seltsame Schauspiel, daß ein Mann wesentlichster Faktor der Zukunft wurde, indem er bewußt eine Vergangenheit abschloß und jenseits von ihr den Boden für Neues zu schaffen unternahm.

Der Dualismus des 19. Jahrhunderts hat die verschiedensten Umschreibungen gefunden. Klassisch und romantisch war die früheste; ihr gab Goethe die ebenso für ihn bezeichnende wie gefährliche Deutung: das Klassische ist das Gesunde, das Romantische das Kranke. Bei Bachofen steigt das Gegensatzpaar des Chthonischen und des Siderischen auf. Der junge Nietzsche kommt mit dem Apollinischen und dem Dionysischen, das späte Jahrhundert entdeckt den Widerspruch östlich und westlich, neben den immer sichtbarer der gefährlichste aller Dualismen, der des Männlichen und des Weiblichen tritt. Durch alle Entwicklungen zieht sich dieser Zwiespalt: er ergreift das Leben wie die Kunst, die Wissenschaft wie die Dichtung. Sein größtes Opfer hieß Friedrich Nietzsche, sein Überwinder war George, dessen überpersönliche Wirkung von dieser Überwindung aus ihre Kraft bekam. Wo Hölderlin aufgehört hatte, fing er an; für den war der Gegensatz des Jahrhunderts noch nicht gültig, für George nicht mehr.

II.

Die Möglichkeit zur Aufhebung dieser Antithesis kam Stefan George aus der westlichen Temperiertheit seiner Grundanlagen. Er war beides in einem: romantischer Mensch und klassischer Bildner, Sucher des Lebens wie der Form. Er kannte den Rausch



Die Weihe am mythischen Quell

Gemälde von Melchior Lechter (1909). Der Kniende ist Stefan George

und seine Bändigung; Dionysos und Apollo waren gleich stark in ihm. Er war zugleich Musiker und Plastiker; vor sein Unmittelbares hatten die Götter ihm die Not des Suchens und des Wägens gesetzt, die jedes Übergewicht der dunkeln Welt verhinderte. Er war ein Dichter, aber nicht aus Überreichtum inneren Besitzes: er mußte tasten, bis er durch die Welt des schon Gebrauchten hindurchstieß in seine Unmittelbarkeit. Die verweigerte sich dem Schrei: sie verwirklichte sich ihm nur im schon Gebundenen, Gefügten. Nicht künstlerische Rücksichten und Erwägungen sprachen hier mit: dies war ein grundsätzlicher innerer Vorgang — nur darum konnte er Beispiel werden. George wußte um das Glück des musikalischen Rausches wie Wagner, wie Nietzsche, wie die Romantiker: er wußte zugleich um das Lasterhafte in diesem Glück und wußte, daß sein Besitz an Leben nur zum Bleiben gebracht werden konnte, wenn er ihn nicht im Rausch verausgabte, sondern in Klarheit ergriff und gereinigt in eine reine Welt des Bleibenden hob. Er erkannte früh, daß sein Besitz sich nur diesem aus Leben und Bewußtheit zu gleichen Teilen zusammengefaßten Zugriff überhaupt darbot — und daß er nur, indem er konsequent seinen Weg ging, zwischen den beiden Welten, die das Jahrhundert gebannt hatten, die Gefährten seines Lebens den Weg in eine neue, zwiespaltlose Welt führen konnte.

In dieser Erkenntnis und in der eisernen Konsequenz, mit der er den von ihr aus sich ergebenden Weg des Schaffens und des Lebens gegangen ist, liegt das Vorbildliche Georges. In eine Epoche, die in völliger Auflockerung aller tragenden Kräfte das Unmittelbare und sein Erlebnis wie in einem Verzweiflungsakt in die Zeit, in den Moment, d. h. in das Vergängliche verlegt und darauf den wenigstens vorläufigen Ausklang aller Kunst, den Impressionismus, geschaffen hatte — in eine Epoche, die damit in gleicher Weise die natürliche Beziehung auf die Wirklichkeit des inneren Lebens und ihr Bedürfnis nach Verfestigung im Dauern verloren, das Wort aus allen seelischen Ehrenstellen vertrieben hatte, stellte er das Vorbild eines Menschen, der mit zäher Energie beides, Leben wie Kunst, wieder bis dahin vertiefte, wo alle theoretischen und alle wirklichen Dualismen hinfällig wurden und das ewige Substrat alles Wirklichen, das Wesen, die Substanz, das Sein sich dem Suchenden bot — als Grundlage des Lebens wie seiner Verewigung im Schaffen. Eben weil George von Hause aus ohne den Überreichtum Wagners oder Kleists als Suchender in den Schacht seiner Seele steigen mußte, um sich von dort ein zu realisierendes Gefühl heraufzuholen, konnte und mußte er diesem Ergebnis seines Abstiegs gleich die tragende, haltende Fassung mitgeben, der dionysischen Materie die Kraft der apollinischen Verwirklichung jenseits und abseits allen mitgeschwingenden Rausches, der für ihn nur Hindernis in der Ergreifung des wirklich Wesentlichen, Verführung zum Sichbegnügen mit halber Wirklichkeit, halbem Besitz sein konnte, wie sie oft den Zarathustra-Dichter mitriß. Der konnte, stärkerem Besitz untertan, den Zwiespalt, den er selbst gezeigt hatte, nicht überbrücken, zusammenreißen, sondern noch als Dichter nur im Nacheinander hoffnungslos feststellen.

III.

Von Anlage war George stärker der Romantik als dem Willen zur Klassik verbunden. Man spürt es in den frühen Arbeiten bis zum „Jahr der Seele“; man hört es durch die Übersetzungen hindurchklingen, und man spürt es im Grunde noch im letzten Bande seines Werkes, im „Neuen Reich“, wo sich diese eingeborene Romantik gelegentlich seltsam mit heraufdrängenden Stabreimerinnerungen halb der Edda, halb Wilhelm Jordans vermählt. Hinter dem formenden Gestalter des Ganzen, der alle Einzelheiten jedes Bandes, alle Gedichte jeder Sammlung zu einer inneren Totalität zusammenfaßt, steht der dionysische Mensch des Klanges, dem aus der Größe des Wortes, aus seinem Hall und inneren Widerhall erst die gestaltende Leidenschaft wächst. „Glanz und Ruhm

so erwacht unsre Welt“ — das ist noch im „Teppich des Lebens“ Zarathustra-Musik; für Augenblicke scheint es, als wolle hier die Romantik den Freund der Fluren Goethes ganz an sich reißen. Aber es scheint nur so: George fühlt nur zu deutlich die Gefahr, die aus der Welt steigt, in der die Worte, und seien es die schönsten, sich vor das bleibende Wesen stellen. In seiner Seele sitzt ein tiefes Gefühl des Verbundenseins mit dem trotz Eichendorff romantischsten Deutschen — mit Jean Paul. Gerade um dieser Verbundenheit willen aber wußte er ganz genau um die ungeheure Gefahr, die dem Deutschen von eben dieser Seite droht. Er liebte ihn, aber er mied den Weg in seine Welt des selbstherrlich funkelnden Worts und des in ihm nur flüchtig und ohne wirkliche Verfestigung eines Lebensmoments verlodernnden Lebenstraufes. Der große Tragöde der Lyrik liebte den aufglühenden Prunk des schon von früherem Leben her bestrahlten Wortes; aber er wußte, daß dieser Prunk sehr bald verstaubte und versiel. Er stieg auf in den Mafartzeiten der Seele und wußte um das Glück des Faltenwurfs der Verse: er hatte aber früh schon erkannt, daß die deutsche Welt das andere braucht. Das Gesetz nannte es Kleist; für George waren es wie für Goethe, „sobald er mündig war“, die Griechen. „Hellas ewig unsre Liebe“ — das war nicht nur vom Ethischen her begriffener Gegensatz gegen das Allzuchristliche wie bei Nietzsche; es war Bekenntnis des neben dem Wesen und für das Wesen zugleich Halt und Form Suchenden. Der Mann aus dem Westen, der Frankreich einen großen Teil seines geistigen Bereichs verdankte, über dessen Jugend die Römerbauten seiner rheinischen Heimat standen, weiß wohl, daß der Rausch mit dem höchsten Gott eint, aber daß auch der Schmerz noch sein Maß braucht. „Alles seid Ihr selbst und drinnen“ — das ist die eine Seite des Vorgangs; auf der andern Seite aber steht das Gebilde und sein Gesetz, ohne das es keine Wirklichkeit und vor allem keine bleibende Wirklichkeit gibt. Er ging das Leben suchen, wie alle, welche die Verpflichtung zum Wirklichen verspürt haben; er erkannte, daß Leben für sich allein vergänglich und der Zeit unterstellt ist, wofern nicht, der es ergreift, in dem Wort, mit dem er es faßt, ein Bleibendes jenseits des flüchtigen Moments schafft und errichtet. Leben kennen und haben wir nur in der Form der Vergänglichkeit und Vergangenheit; nur eine Kunst, eine Dichtung, die sich aus Material jenseits des Unmittelbaren aufbaut, vermag dieser Vergangenheit Ewigkeit im Sinn des zeitlos Gültigen, Bleibenden zu geben. George wußte um die Relativität dieser Ewigkeit; er hat selbst über die bleibende Gültigkeit seines großen Vorbilds Goethe in den Zeitgedichen des Siebenten Ringes ein paar sehr skeptische Wort gefunden. Er wußte aber zugleich, daß der wirkliche Bereich der Kunst erst da beginnt, wo die Worte neben der ausdrückenden Kraft des Unmittelbaren etwas von der verewigenden Kraft des der Zeit Entrückten mitbekommen. Er sah den Zwiespalt seines Jahrhunderts, empfand ihn als Spiegel der eigenen Grundanlage — und sah nach kurzem Taften den Weg zu seiner endlichen Aufhebung.

Die Geschichte der wechselnden dichterischen Beziehung zum Wort im deutschen 19. Jahrhundert muß noch geschrieben werden. Sie wird das aufschlußreichste Kapitel unsrer Seelengeschichte in diesem Zeitraum werden. Der Weg von Hölderlin zu George ist der Weg aus der letzten, ungewußten Sicherheit, der zugleich unmittelbaren und dichterischen Beziehung zum Wort, zur harten bewußten Zurückgewinnung des Verlorenen. Bei Hölderlin ist die Einheit so stark, daß die in Wahrheit unerhörten Gebilde seiner späten Zeit entstehen können, in denen einmal das mit der Seele gesuchte Griechentum des Bleibenden ebenso selbstverständlich und frei aus dem Quell des unmittelbaren Inneren stieg wie das vergängliche Gefühl der suchenden Seele; bei George erringt ein Mann, indem er sich abseits vom Tag der Andern seine eigene unzerriebene Welt schafft, mit der Kraft, die ihm von ihr aus zufließt, und mit der Sicherung ihrer ungestörten Dichtigkeit die Möglichkeit, das auf den Irrwegen des Jahrhunderts weiter und weiter Auseinandergegangene mit ebensoviel menschlicher wie dichterischer Energie wieder in eins zusammenzuzwingen und damit dem Zwischenpiel von Thesis und

Antithesis in einer wirklichen und damit auch für andere gültigen Synthese ein Ende zu bereiten. Indem er mit der intensiven, bewußten Energie, die seiner Stirn die Form gegeben hatte, dem Gut, das ihm die Gnade schenkte, das Letzte abrang, fand er jene Lösung, die die verirrte Zeit bis dahin vergeblich gesucht hatte:

Sie ist nach willen nicht: ist nicht für jede
Gewohnte stunde, ist kein schatz der gilde.
Sie wird den vielen nie und nie durch rede
Sie wird den selten selten im gebilde.

Hätte er versucht, sie fordernd zu erzwingen, durch Theorie und Lehre, wie sie die andern Strebungen der Dichtung seiner Zeit pflegten, so hätte er nie den Boden für die Zukunft bereiten, die Verbindung zum Vergangenen so abschneiden können, wie er sie abgeschnitten hat. Mit ihm endet die nachklassische und nachromantische Epoche: viel mehr als Nietzsche schafft er das neue Sprachgewissen, die neue Waage, auf der die Worte gewogen werden, bevor sie Anspruch erheben dürfen, in ein Stück Lebensverewigung in einem Stück Dichtung einzugehen. Mit George reißt die Nachwirkung von Klassik und Romantik her in gleicher Weise ab: Versformen und Reime, welche die Zeit von Heine bis Storm, von Brentano bis Arno Holz, von Goethe bis Hauptmann erfüllten, verlieren an ihm ihre Tragkraft, gleiten in die Nebengebiete der jungen Amateure ab. Von Hölderlin her wächst über Versuche Platens, Hebbels, C. F. Meyers, Nietzsches ein neues Reich der Dauer für das Wort. Die helfenden Kräfte der Form treten zurück: wie Hölderlin einst die Versmaße der Antike, die um seine Anfänge waren, mehr und mehr aufhob, und aus der Sprache selbst jeweils eine neue, nun erst wirklich lebensfähige, weil aus dem unmittelbaren Leben entspringende und doch über ihm bleibende Form wachsen ließ, so auch George. Der Nachklang der Jahrhundertformen verweht: aus der Sprache selbst und ihrer Verdichtung wächst, anfangs nach französischen Vorbildern, dann immer freier und zugleich immer germanischer in nur eigener Bindung, die persönliche Georgesche Form, die zum Ausgangspunkt einer neuen lyrischen Entwicklung wird, und zugleich eines neuen Sprach- und Lebensgefühls. Von George kam das meiste neuer Lyrik her; bald mehr von seiner romantisch-klanglichen Grundanlage, an der sich noch Gottfried Benn berauscht hat, bald mehr von dem gestrafften Willen zur sprachlichen Gebundenheit, wie er etwa Georg Heym erfüllte. Die Vorkriegslyriker um Blau und Werfel nahmen von ihm ihren Ausgang, und erst mit Rilkes rhythmisierte Weichheit lockerte sich die Strenge, die einmal notwendig war, um die neue Sprache und mit ihr neues Leben zu begründen.

IV.

Denn das bleibt bestehen: daß die Wirkung Georges sich nicht in seinem Werk erschöpfte. In ihm stellte er sein Denkmal in die Welt: an ihm wird vielleicht die Zeit am raschesten wieder vorübergehen, eben weil es bei allem Endgültigen nicht ein Sich-allein-Genügendes, sondern ein Grundlegendes, einen neuen Boden schaffendes Werk im Sinne Klopstocks war. Das eigentlich Entscheidende war das Lebensvorbild, das er aufstellte, indem er von sich und von denen, die mit ihm sein konnten, das Höchste verlangte. Die Begabung, die er ursprünglich mitbekommen hatte, war nicht groß: er rang ihr ab, was nur der treueste Knecht ihr abringen konnte. Seine persönliche Sehnsucht ging nach Zielen, die er am reinsten vielleicht in seinen Swinburne-Übertragungen verwirklicht hat, wie denn überhaupt neben allem Französischen in ihm ein merkwürdig starker englischer Zug war. Er hielt sich aber gegen sich selber an die überpersönliche Notwendigkeit der Zeit, nicht an das persönlich Wesentliche, sondern an das überpersönlich Allgemeine, das er früh schon als das in allem Entscheidende erkannt hatte. Indem

er das gleiche von dem Kreis der Freunde forderte, besser noch als selbstverständliche Lebensgrundlage auch bei ihnen voraussetzte, schuf er in einer relativistisch im Unwesentlichen zerflatternden Zeit die erste Enklave von Menschen, die wieder begriffen, daß, um Hans von Marées' schönes Wort abzuwandeln, das fertige Leben der andern mit Tüchtigkeit, Leistung, Bildung und allem Zubehör noch nicht einmal angefangen war. Hier liegt seine für die Zeit entscheidende Tat, und das Geheimnis seiner Weiterwirkung. Von seinen Versen gilt zum großen Teil das Wort, das er einmal von Goethe sprach:

... daß an ihm dem strahlenden schon viel
Verblichen ist, was ihr noch ewig nennt.

Sein menschliches Vorbild aber wird noch lange nachwirken müssen, bis wieder einmal eine größere Welt des wirklichen Wirklichen entstehen wird.

ERNST SAMHÄBER

Die politische Bedeutung des Gran Chaco

Die Schärfe, die der Streit Boliviens und Paraguays über das Gebiet zwischen den Flüssen Pilcomayo und Paraguay, den sogenannten Gran Chaco, angenommen hat, ist vielfach in Europa unverständlich geblieben. Nicht nur, daß dieses große Gebiet wirtschaftlich ziemlich wertlos und fast menschenleer ist: die beiden streitenden Republiken verfügen selbst bei geringer Bevölkerungsdichte über sehr weite, noch unerschlossene Ländereien, so daß von einem Bevölkerungsdruck noch auf lange Frist nicht die Rede sein kann. Um nun doch einen für europäische Vorstellungen plausiblen Grund für den Chaconflikt zu finden, spricht man von geheimnisvollen Petroleumfunden, welche die Nordamerikaner gemacht haben sollen und die letztlich der eigentliche Grund für das bolivianische Vorgehen sein sollen. Nichts hat in den letzten Jahrzehnten die menschliche Phantasie mehr gereizt als diese neue Industrie mit den gewaltigen Milliardenvermögen eines Rockefellers, mit der Möglichkeit, durch eine glückliche Sonde unermessliche Reichtümer ohne viel Arbeit zu erschließen, mit den technischen Möglichkeiten, die der Automobilindustrie und dem Luftverkehr erst die Grundlage verschafft haben. Nach allen sicheren Nachrichten sind die Petroleumfunde im Gran Chaco bisher gering und zum mindesten bei der gegenwärtigen Marktlage für Erdöl, bei den gedrückten Preisen und den großen Reserven in verkehrsgünstiger Lage unrentabel. Die Standard Oil soll schon seit Jahren die Schürfungen und die praktische Ausbeute eingestellt haben. Aber welche Bedeutung kommt denn dann noch diesem Gebiete zu?

Der Kern des Chaconfliktes liegt in der Politik und nicht in der Wirtschaft. Es ist nun deswegen so schwierig, seine Problemstellung zu überblicken, weil die beteiligten Mächte nicht den politischen, sondern stets den juristischen Standpunkt einnehmen und sich nicht auf ihre Lebensinteressen, sondern auf ihr gutes Recht berufen. Einer derartigen Argumentation steht der Ausländer nicht nur hilflos gegenüber, weil er die ganze Tragweite der von beiden Seiten beigebrachten Dokumente und Argumente in

den seltensten Fällen überblicken kann, wenn er keine besondere Vorbildung und Sachkenntnis besitzt, für ihn ist der rechtliche Standpunkt auch gleichgültig. Er will nicht wissen, wer „Recht“ hat, sondern warum sich zwei der Rasse, der Sprache, der Religion und selbst der Geschichte nach so nahverwandte Nationen nicht friedlich über diese Frage einigen können, die ihm als gleichgültige Nebensache erscheint. Demgegenüber vertreten die Beteiligten die Auffassung, daß zunächst die Rechtslage einwandfrei feststehen müsse, bevor man in politische Verhandlungen treten könne.

Als die südamerikanische Bevölkerung in gemeinsamer heroischer Anstrengung die spanische Herrschaft vor mehr als hundert Jahren abgeschüttelt hatte, gründete sie verschiedene Republiken, die sich an die alte Einteilung des Kolonialreiches in Vizekönigtümer und Provinzen anlehnte, da diese in sehr wohlüberlegter Weise auf die natürlichen Voraussetzungen Rücksicht genommen hatte. Um alle Streitigkeiten auszuschließen, wurde der Zustand des Jahres 1810, also vor der ersten Unabhängigkeitserklärung zur Grundlage für die neuen Staaten gemacht nach der Formel des „uti possidetis“. Nun hatten aber die Spanier dieses ungeheure Kolonialreich nur unvollkommen beherrscht, und es gab weite Gebiete, in die ihre tatsächliche Gewalt nicht hineinreichte, und für die die Grenzziehungen nur allgemein gehalten und auch wechselnd waren. Zu diesen Gebieten gehört auch der Chaco.

Die großen Hoffnungen, einmal vom La Plata aus direkt eine Verkehrsstraße nach den reichen Silberbergwerken Perus zu erhalten, waren durch die Expeditionen Aholas und Italas als irrig erwiesen worden. Als dann im 18. Jahrhundert die Jesuiten aus ihren Missionen von den Brasilianern vertrieben wurden und nach dem Westen zogen, blieben sie immer noch am Ostufer des Paraguay. So wurde die Grenze nach dem Vizekönigreich Peru nur unzulänglich geklärt. Bolivien als die Rechtsnachfolgerin des Alto Peru, „Hochperu“, behauptet, daß der Paraguay-Fluß nicht nur die „natürliche“, sondern auch die rechtliche Grenze sei, während Paraguay die Grenze den Pilcomayo aufwärts bis zum Ende seiner Schiffbarkeit schieben möchte. Praktisch liegt heute die Grenze des Machtbereichs beider Staaten etwa in der Mitte, da die Linie der Grenzposten, heute die Front, vom Paraguay aus weit nach Westen vorgetrieben ist. Worin liegt nun die politische Bedeutung des Chaco?

Paraguays eigentümliche Stellung ergibt sich aus seiner Lage im Innern des südamerikanischen Kontinents. Während alle südamerikanischen Staaten seit der Erschließung durch die Konquistadoren vom Meer und vom Außenhandel gelebt haben, verdankt Paraguay seine Entwicklung der Siedlung und der Sezhaftmachung der Indianer. Daraus folgt eine Schwäche und eine Stärke, wirtschaftliche Rückständigkeit und politische Unabhängigkeit und Autarkie. Unangreifbar lag dieses dünnbesiedelte Land im Inneren (es hatte 1810 wohl nur 100000 Einwohner), und die Versuche der Argentinier, es durch Waffengewalt zu unterwerfen, scheiterten an der Niederlage Belgranos. 1845 konnte es sogar gegen den allmächtigen Diktator in Buenos Aires, Rosas, Krieg führen, als dieser die Seeverbindung abschnitt, und 1865 versuchen, das Schicksal Uruguays gegen den Willen Brasiliens in entscheidender Weise zu beeinflussen. Die Truppen Paraguays wurden aber geschlagen, sobald sie in die offenen Küstengebiete kamen, und dem gemeinsamen Vorgehen Brasiliens, Uruguays und Argentinien war es auf die Dauer nicht gewachsen. Nach der fast restlosen Aufopferung aller wehrfähigen Männer mußte es 1872 den Frieden schließen, der seine politische Rolle am Atlantik beendet hat. Es hat aber von den nach dem Ozean orientierten und unter sich uneinigten Mächten nichts zu fürchten. Das wird anders, sobald aus dem Inneren ein anderer Binnenstaat erwächst.

Das ist Bolivien seiner Lage und seinem Wesen nach nicht gewesen. Bis zum Salpeterkrieg besaß es eine ausreichende Küste am Pazifik, wohin seine wichtigsten Reichtümer, die Bodenschätze der Hochcordillere, verschickt werden, und von wo es mit

europäischen Industrieartikeln und unentbehrlichen Lebensmitteln versorgt wird. Durch den Sieg Chiles ist es vom Meer abgeriegelt worden, und die Eisenbahnen nach Antofagasta und besonders nach Arica bieten selbst nach dem endgültigen Friedensvertrag vom 20. Oktober 1904, der besondere Sicherheiten für den Verkehr schuf, keinen Ersatz. Bolivien muß sich völlig umstellen.

Nur etwa zwei Drittel seines Gebietes liegen im Hochlande, einer etwa 2500 bis 3500 Meter hohen Hochfläche, auf der sich Berge bis zur Höhe von über 6800 Meter erheben (Illimani). In diesem Teile wohnen aber etwa drei Fünftel seiner Bevölkerung, dort liegt die Hauptstadt, dort liegen die militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren. Drei Fünftel der rund 1500000 Quadratkilometer, also rund dreimal so großen Republik wie Deutschland, liegen östlich der Cordilleren in einer durchschnittlichen Höhe von 600 Meter über dem Meer, wo zwei Fünftel seiner drei Millionen-Bevölkerung lebten.

Daß diese Gebiete überhaupt zu Bolivien gekommen sind, beruht auf zwei Ursachen: einmal auf dem Irrtum des Vertrages von Cordillillas, der auf Grund der Entscheidung des Papstes Alexander VI. die Grenzen zwischen dem spanischen und portugiesischen Kolonialreich nicht mitten im Meer, sondern quer durch Südamerika zog, und sodann auf der geographischen Eigentümlichkeit, daß der Zugang über das hohe Gebirge immer noch einfacher ist als quer über fast den ganzen Kontinent vom Atlantik aus. Je mehr sich die Verkehrsmöglichkeiten vom Osten aus verbessern, desto leichter müssen diese Tieflandgebiete sich von dem so anders gestalteten Hochlande loslösen. Im Norden hat Brasilien seine Grenze, gestützt auf die Verkehrsmöglichkeiten des Amazonasstromes, bis nahe an das Hochgebirge vorgetrieben, und auch Bolivien konnte sich diesem brasilianischen Vorgehen nicht ganz entziehen. Der Streit über das damals wegen seiner Raufschmuckausbeute wertvolle Acregebiet wurde 1903 durch Verzicht Boliviens gegen eine finanzielle Entschädigung durch Brasilien beendet. Es bleibt die Gefahr, daß die gesamten Tieflandgebiete verloren gehen, wenn sie nicht einen natürlichen Abfluß bekommen, der eine wirtschaftliche Erschließung späterhin ermöglicht. Das muß einmal zum Beni, Madeira, Amazonas sein, wofür Brasilien auf Grund des Acrevertrages die Eisenbahn bauen mußte, zum anderen zum Pilcomayo, Paraguay, Parana.

Es handelt sich insgesamt um rund 900000 Quadratkilometer, also ein Gebiet von mehr als anderthalbfacher Größe des Deutschen Reiches. Selbst wenn diese Landstrecken heute noch fast menschenleer sind, so bergen sie in sich ungeheure Hoffnungen. Diese brauchen sich nicht in erster Linie auf Schätze unter dem Boden zu beziehen. Sie können und werden einmal die breite landwirtschaftliche Grundlage für die Bevölkerung im Hochgebirge abgeben, wo eine intensive Bodenbebauung wegen des Mangels an Regen, des steinigten Bodens und der Höhenlage nur in beschränktem Umfange möglich ist. Heute bereits dienen die weiten Weideflächen am Beni der Viehhaltung für das Hochland, allerdings nicht für die eigene Zucht, sondern für die Erholung der Viehherden, die weit aus dem Süden aus Argentinien vorbeigetrieben werden. Auch das Amazonengebiet mit seiner übermäßigen Feuchtigkeit und Hitze wird sich einmal stark auf die Landstrecken am Gebirgshang stützen müssen, wo auch subtropische Erzeugnisse gedeihen können, ganz abgesehen von der strategischen Lage in der Flanke des niedrigen Sattels, der die beiden gewaltigen Flußsysteme Südamerikas, das Amazonasbecken und das La-Plata-System, voneinander nur in nichtiger Höhe trennt. Voraussetzung für diese Entwicklung ist die technische Verbesserung nicht nur des Verkehrs, sondern auch der Landwirtschaft, der Kältetechnik und der Haltbarmachung der Produkte und schließlich eine stärkere Besiedlung durch Europäer. Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise, der Geldknappheit und der Rohstoffüberfülle scheinen alle derartigen Gedanken

An die verehrten Leser!

Mit dem Übergang in den Verlag Bibliographisches Institut AG. in Leipzig hat die „Deutsche Rundschau“ auch ein neues Gewand erhalten, das sicher Ihren Beifall finden wird. Von größerer Bedeutung aber ist die innere Bereicherung und Erweiterung der Monatsschrift. Grundsätzliches hierüber finden Sie auf der ersten Seite des Januarheftes. Bitte lesen Sie, was Ihnen Herausgeber und Verlag zu sagen haben, und vertiefen Sie sich in den Inhalt des Heftes mit seinen zahlreichen Bilddarbietungen und der Kartenbeilage. Sie werden dann ohne weiteres verstehen, daß der Preis des Heftes, das im Einzelverkauf jetzt RM. 1.50 kostet, eine Erhöhung erfahren mußte. Für Jahresabonnenten beträgt der Bezugspreis statt RM. 18.— nur RM. 15.—.

Herausgeber und Verlag zweifeln nicht, daß Sie ihre Bemühungen um eine weitere Vervollkommnung der „Deutschen Rundschau“ zu würdigen verstehen und ihr auch weiter die Treue bewahren werden.

Leipzig, Ende Dezember 1933

Bibliographisches Institut AG.

an Wert verloren zu haben. Vergessen wir aber nicht, daß die Menschheit ununterbrochen zunimmt, daß die bisherigen Aufnahmegebiete, vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich vielleicht für dauernd verschlossen haben, daß selbst in den atlantischen Staaten Brasiliens der freie Grund und Boden so gut wie verschwunden ist, und daß die Technik sehr schnell vorwärtsschreitet. Die Pläne des Generals Ruydt, die vor einiger Zeit durch die Presse gingen und die von einem phantastischen Siedlungsprojekt im östlichen Peru handelten, zeigen, wie rege immer noch das Interesse an derartigem Siedlungsgebiet ist.

So sieht die Lage für Bolivien aus. Setzt es der unaufhaltsamen wirtschaftlichen Erschließung des Chaco durch Paraguay nicht ein energisches Halt entgegen, so besteht die Gefahr, daß die politische Macht nach Asuncion verlegt wird und damit die übrigen Gebiete abgeschnürt werden. Bolivien hat an sich schon mit Unruhe die politische Entwicklung des letzten Jahrhunderts beobachtet, durch die es etwa die Hälfte des Gebietes verloren hat, auf das es bei seiner Gründung den Anspruch erhoben hat, insgesamt 1,5 Millionen Quadratkilometer, darunter seine gesamte Meeresküste. Seine Kerntruppen sind an eine Höhe von 3000 Meter gewöhnt und daher in den tiefen Randgebieten ziemlich kampfunfähig, was zu deren Verlust geführt hat. Und diese Siege haben den Appetit der Nachbarn nur gesteigert. Der chilenische Einfluß ist in den Minengebieten im Süden sehr stark, die Hauptstadt selbst liegt in der peruanischen Einflusssphäre, und im Tiefland drängten Paraguay, Brasilien und wiederum Peru bedenklich in die leeren Ländereien hinein. Es erscheint fast die Möglichkeit, daß diese Mächte sich eines Tages einigen könnten, um Bolivien unter sich aufzuteilen, und in kritischen Augenblicken ist dieser Gedanke sogar schon in die Debatte geworfen worden. Mit doppelter Vorsicht muß daher Bolivien die allgemeine politische Entwicklung Südamerikas verfolgen.

Bis 1928 beruhte seine Außenpolitik auf dem engen Zusammengehen mit Peru, das sich in erster Linie gegen den gemeinsamen Feind aus dem Jahre 1879, gegen Chile, richtete. Mit der freundlichen Regelung des Tacna-Arica-Konfliktes schwand die Hoffnung, jemals wieder einen freien Ausweg zum Meer zu erhalten, wie er noch dem nordamerikanischen Bevollmächtigten in Arica, dem General Pershing, durch einen bolivianischen Korridor zwischen den streitenden Pazifikstaaten vorgeschwebt hatte. Bis dahin hatte sich in Südamerika ein Eigentümliches Kräfteverhältnis herausgebildet, das zwischen zwei Staatensystemen das Gleichgewicht hielt. Getragen wurde dieses durch den Gegensatz zwischen Argentinien und Brasilien am Atlantischen und Chile und Peru am Pazifischen Ozean. Man darf das nicht mit europäischen Augen sehen, von Allianzen und Ententen sprechen, niemals wurde nach außen der innere Gegensatz so sichtbar wie vor 1914 in Europa, immer blieb die gemeinsame Rasse, Sprache, Religion und Geschichte als panamerikanischer Gedanke lebendig, obwohl auf den verschiedenen Kongressen, vor allem 1923 in Santiago de Chile, die Zusammenstöße manchmal bedrohlichen Charakter mit nachfolgenden großen Bestellungen in Kriegsbedarf annahmen. Brasilien mit seiner ungeheuren Fläche und seinen 40 Millionen Einwohnern erhebt den Anspruch auf Vorherrschaft am Atlantik mit ebensoviel Recht wie Argentinien trotz seiner 11 Millionen Einwohner mit seinem blühenden Außenhandel und Wirtschaft, die vielleicht einen Wert darstellt, der dem vom ganzen übrigen Südamerika gleichkommt. Die Frage nach der Hegemonie ist also entscheidender als die bestimmter wirtschaftlicher oder territorialer Vorteile, und sie drückt sich äußerlich in dem Rüstungsstand aus, den jede Macht als ihrer Bedeutung entsprechend glaubt fordern zu müssen. Beide Gegensätze, der argentinisch-brasilianische wie der chilenisch-peruanische, haben an sich nichts miteinander zu tun, aber nach dem Spruch: my neighbours neighbour ist my friend, liefen sehr enge Fäden von Chile nach Brasilien und von Buenos Aires nach La Paz und Lima.

Damit waren die Fronten gegeben, und von selbst mußte sich Paraguay dem brasilianisch-chilenischen System anschließen, ebenso wie Kolumbien, während Uruguay aus alter Tradition sich Argentinien näherte, alles nur aus Freundschaft. Feste wurden gefeiert, Militärmissionen getauscht, Reden gehalten, wobei auch die Gegenseite stets mit einigen liebenswürdigen Worten erwähnt wurde, aber dahinter standen die harten politischen Realitäten, die bei einer Streitfrage sich entladen konnten. Zündstoff genug gab es bei den ungeklärten Grenzverhältnissen, am gefährlichsten war die Lage in Arica. Desto schwerwiegender war der Schlag, den Bolivien durch die friedliche Regelung ohne Berücksichtigung seiner Interessen, wie der Bolivianer es empfand, auf seine Kosten erhielt.

Das Gleichgewicht der Mächte schien vorbei, die Versöhnung konnte leicht zu einer Verstümmelung Boliviens führen, dem zu widerstehen es auf die Dauer keine Kräfte hatte. Bevor es dazu kam, wollten die damaligen Machthaber in La Paz, Präsident Siles zum mindesten in der Chacofrage, wo er sich auf juristische Rechte zu stützen glaubte, eine Klärung herbeiführen. Er griff im Chaco die vorgetriebenen Stellungen der Paraguayer an. Gleichzeitig versuchte er, einen radikalen Frontwechsel vorzunehmen, das argentinisch-peruanische System preiszugeben, um dafür von Chile volle Unterstützung zu erhalten. Mit dieser Hilfe konnte Bolivien den Konflikt „lokalisieren“, d. h. jede Einnischung von außen abriegeln, und so hoffte es mit dem zahlenmäßig schwächeren Paraguay rasch fertig zu werden. Es handelte sich also um einen wohl-erwogenen politischen Frontwechsel — und nicht um wilde Kriesglust des deutschen Generals Runtt, wie damals die französische und in ihrer Gefolgschaft ein großer Teil der Weltpresse verkündete. Dieser politische Schachzug scheiterte an der Weigerung Chiles.

Der damalige Präsident in Santiago, Ibanez, hat die Lage nicht so klar übersehen, wohl weil die Bolivianer ihm nicht recht trauten und voreilig handelten, ohne ihn zu fragen, auch rückten sie nicht mit der Sprache heraus, was sie zu bieten bereit waren, dazu kamen die gefühlsmäßigen Bindungen, die gerade in der chilenischen Armee aus den Erinnerungen an die Militärmissionen bestehen, und schließlich setzte sofort die energische Gegenwirkung aus dem Auslande her ein. Kurz vorher war der neuerwählte Präsident der USA, Hoover auf der Reise durch ganz Südamerika in Santiago gewesen und hatte sehr bedeutende Kredite zum Aufbau der chilenischen Wirtschaft in Aussicht gestellt. Damit war die Durchführung des 6-Jahrplanes sichergestellt, wenn nur Chile eine friedliche Politik treiben wollte. Sollte es das alles in Frage stellen und sich gerade jetzt in eine abenteuerliche Politik einlassen, deren Ende nicht abzusehen war, nachdem es die unselige Tacna-Arica-Frage so glücklich gelöst hatte und mit seinem nördlichen Nachbarn zu einer dauernden Freundschaft zu gelangen hoffte? So wick es dem Druck aus, der von Washington und Genf aus auf Chile ausgeübt wurde, und schloß sich dem Vorgehen der übrigen Mächte an, die eine „friedliche Beilegung“ des Chakonfliktes anstrebten. Die Enttäuschung in La Paz war grenzenlos, Bolivien lehnte demonstrativ die Mitwirkung eines Chilenen beim Schiedsgericht ab.

Damit war aber die Chacofrage nicht gelöst, beide Parteien zogen sich auf den Rechtsstandpunkt zurück und betrachteten das Vorhandensein der feindlichen Truppen im Kampfgebiet als frevlerische Völkerrechtsverletzung. Die wechselnden Kämpfe sind ja hinlänglich bekannt, die bolivianischen Truppen erlitten in dem ungewohnten Klima und bei der äußerst schwierigen Versorgung mit Munition, Proviant und vor allem Wasser in der regenarmen Zeit einen bösen Rückschlag. General Runtt übernahm wieder das Kommando, nachdem die Weltwirtschaftskrise den Präsidenten Siles und damit auch Runtt weggesetzt hatte. Inzwischen verschärfte der Konflikt sich wiederum, bis Paraguay endgültig letztes Jahr an Bolivien den Krieg erklärte. Daß es dazu kommen konnte, ist ein deutliches Anzeichen dafür, wie der nordamerikanische Einfluß in

ARGENTINIEN, CHILE, BOLIVIA, URUGUAY UND PARAGUAY

Maßstab 1: 42000000

Kilometer

Die Landeshauptstädte sind doppelt, die Provinzhauptstädte einfach unterstrichen. Personen, deren Namen nicht auf einer Karte vermerkt sind, sind in Klammern gesetzt. Die Namen der Städte in Klammern sind nur unterstrichen.





Südamerika seit 1928 zurückgegangen ist. Die Frage des Kreditentzuges wirkt nicht mehr, nachdem fast alle südamerikanischen Staaten ihre Zahlungen unter den Schlägen des Preisverfalls und Handelschwundes haben einstellen müssen.

Es kann also keine Rede davon sein, daß die Vereinigten Staaten Bolivien in diesen Krieg hineingeheßt hätten, um nun in den eroberten Gebieten des Chaco große Geschäfte in Petroleum zu machen, im Gegenteil, sie haben alles getan, was irgend in ihrer Macht lag, um Bolivien von jedem bewaffneten Vorgehen zurückzuhalten, ganz wie der Völkerbund in Genf. Bolivien dürfte große Petroleumschätze haben, aber diese liegen vorwiegend am Ostabhange der Kordilleren und nicht im Chaco. Zu deren Ausbeutung gehört nicht so sehr nordamerikanisches Kapital wie ein restloser wirtschaftlicher Ausgleich mit Chile auf allen Gebieten. Damit würde dem Öl ein natürliches Absatzgebiet in der reichen Salpeterwüste eröffnet und ein fruchtbringender Austausch mit den Erzeugnissen der chilenischen Landwirtschaft der gemäßigten Zone und der gut entwickelten Industrie angebahnt. Gestützt auf die chilenische Freundschaft könnte Bolivien allen Angriffen mit größter Ruhe entgegensehen, da die wirklich gefährliche Kombination Brasilien-Argentinien ohne den dritten ABC-Staat nie zustande käme.

In der Tat hat Bolivien nach dem Sturz von Ibanez 1931 große Anstrengungen gemacht, zu einer Neuordnung des Verhältnisses mit Chile zu kommen. Chile soll sich an der Erschließung der Petroleumfelder und besonders am Bau der Röhrenleitung nach dem Pazifik beteiligen, außerdem soll der Warenaustausch weitgehend gefördert werden. Es war aber bisher schwer, die Stimmung vor allem der Armee, die stark nach Paraguay neigt, umzustimmen, vor allem da Chile sich scheut, in einen offenen Konflikt mit Argentinien verwickelt zu werden, wenn es Bolivien gegenüber zu hohe Forderungen als Gegenpreis für seine Freundschaft stellt. In den entscheidenden Monaten 1932 brachte ein Umschwung wieder das Militär in Santiago an die Macht, und Ibanez wurde, wenn auch nur vorübergehend, chilenischer Botschafter in Buenos Aires. Theoretisch hat Chile die Möglichkeit, in aller Schärfe gegen Bolivien vorzugehen und die Republik in ihre geographischen Bestandteile zu zerreißen und so unter die Nachbarn aufzuteilen, wobei es selbst den fettesten Anteil bekäme. Andernfalls müßte es die bolivianischen Ansprüche auf den Chaco sich zu eigen machen, denn eine Mittellösung führt nur zur Fortsetzung der unseligen Politik der gegenseitigen Abriegelung und internationaler Proteste. Aber es ist verständlich, daß unter dem Eindruck der allgemeinen Wirtschaftsnot und der ungeklärten politischen Verhältnisse im Inneren sich Chile nicht zu einer klaren Politik entschließen kann. Damit schleppt sich aber auch der Chaconflikt weiter. Eine juristisch einwandfreie Lösung ist unmöglich, und die politischen Machtverhältnisse werden durch die zögernde Haltung der interessierten Nachbarstaaten weiter in der Schwebe gehalten. Der mutige Schritt Paraguays, durch Kriegserklärung ein offenes Eingreifen zu erzielen, ist im Winde verweht, niemand will in Südamerika einen allgemeinen Krieg entfesseln wegen eines Gebietes, das trotz seiner großen Bedeutung für die beiden streitenden Republiken für die übrigen Mächte ziemlich gleichgültig ist.

Ein deutscher Landsknecht in Südamerika

Seit je ist es deutsches Schicksal gewesen, daß Deutsche bei den großen Unternehmungen draußen in der Welt mitgearbeitet, gewagt und geblutet haben, ohne schließlich ihrer Heimat einen Anteil an den überseeischen Gebieten sichern zu können. Sie taten leider die Sache „um ihrer selbst willen“. Schon im Zeitalter Karls V. beteiligten sich auch Deutsche an der Erschließung des südamerikanischen Kontinents. Bekannt sind die Unternehmungen der Fugger und Welser. Fast vergessen sind hingegen die Deutschen, welche zur Erschließung Südamerikas schon ganz in den Anfängen als Landsknechte, Hauptleute, Kapitäne beitrugen. Ein ergreifendes Dokument aus jener Zeit ist die „Wahrhaftige Historie einer wunderbaren Schifffahrt, welche Ulrich Schmidel von Straubing von 1534 bis 1554 in America oder Neuwelt bei Brasilia oder Rio della Plata getan. Was er in diesen neunzehn Jahren ausgestanden und was für seltsame wunderbare Länder und Leut er gesehen. Durch ermeldten Schmidel selbst beschrieben“, welche 1914 durch E. Hegaur (München, Georg Müller, Albert Langen) neu herausgegeben wurde.

1515 hatte Juan Diaz de Solis den Rio de la Plata entdeckt und Sebastian Gaboto den Paraná befahren. Das innere Argentinien wurde aber im wesentlichen von Peru aus erschlossen. Ulrich Schmidel, ein gebildeter Mann aus Straubing, beteiligte sich als Landsknecht an einem Zug des Pedro de Mendoza nach dem Rio de la Plata, erlebte die erste Gründung und Zerstörung von Buenos Aires, fuhr den Paraná und Paraguay hinauf und war dort Zeuge einer Fühlungsnahme der Expedition mit den peruanischen Spaniern. Im Urwald erreichte ihn ein Brief aus Deutschland. Er schlug sich zu einem brasilianischen Hafen durch, von wo er glücklich wieder die Heimat erreichte. Wir geben im folgenden einzelne Abschnitte aus seiner Reisebeschreibung wieder, die heute noch für die geographische Forschung wichtig ist, da sie sehr sorgfältig jede Begegnung mit den Indianerstämmen und die Reisewege festgehalten hat.

*

*

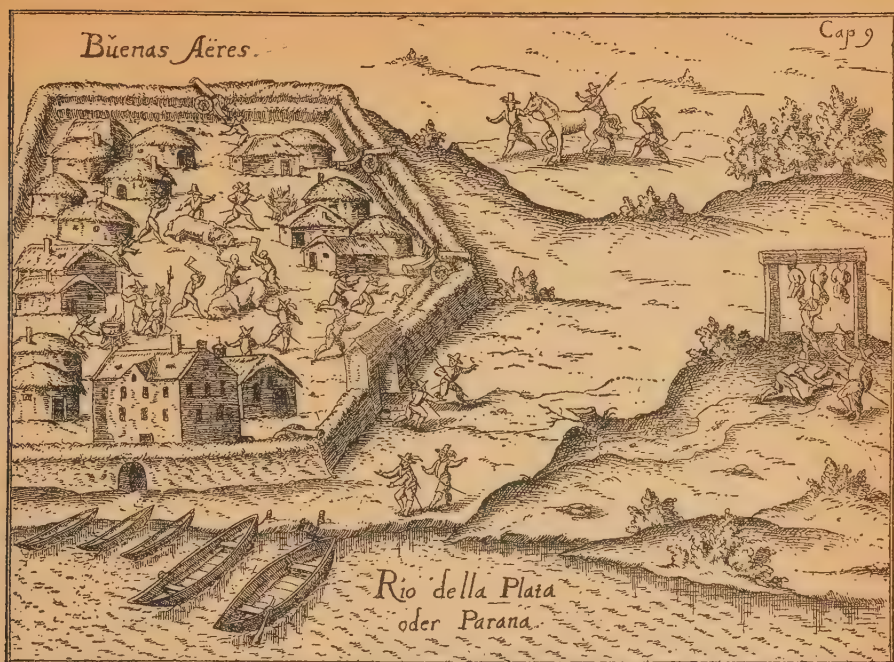
*

„Als ich erstlich Anno 1534 von Antorff*) aus auf Hispanien zu meine Reis fürgenommen, bin ich nach Verscheynung von 14 Tagen zu Cadiz in Hispanien, dahin man 480 Meil zu Meer rechnet, angelangt. Bei ernannter Stadt Cadiz seind gewest 14 große Schiff mit allerlei Proviant und Notdurft wohl gerüst und staffiert, die haben sollen fahren nach Rio della Plata in America. Auch sind allda gewesen 2500 Spanier und 150 Hochdeutsche, Niederländer und Sachsen, samt dem Obersten Hauptmann, Don Pedro de Mendoza, genannt. Unter diesen 14 Schiffen hat eines zugehöret Herrn Sebastian Neudhart und Herrn Jakobem Welser zu Nürnberg, welchen ihren Faktor Heinrich Peine mit Kaufmannschaft nach Rio della Plata gesendet. Mit denselben bin ich und andere Hochdeutsche und Niederländer, ungefährlich bis in die 80 Mann, wohl gerüst mit Büchsen und Wehren nach Rio della Plata gefahren.“

„Von dannen sind wir ausgeschifft nach Rio della Plata und in ein süß fließend Wasser gekommen, genannt Parana Wassu, ist weit an der Lucken**), wie man das

*) Antwerpen.

**) Mündung.



Wie die Stadt Buenos Aères unmittelbar nach ihrer Gründung aussah



Wie die Stadt Buenos Aères von den Indianern belagert, gestürmt und ausgebrannt wird

Meer liegen läßt, und ist 42 Meil Wegs breit und ist von Rio Janeiro zu diesem Wasser 115 Meil. Allda sind wir zu einem Hafen kommen, der heißt S. Gabriel. Dasselbst haben wir unsere Anker der 14 Schiff in bemeldtes fließend Wasser Parana geworfen ... Seind also durch Gottes Segen in Rio della Plata ankommen Anno 1535.“

„Allda haben wir einen Indianischen Flecken gefunden, darinnen ungefähr 2000 Mannsbild waren, welche man Zechurias*) nennet; die haben anders nichts zu essen denn Fisch und Fleisch. Diese haben, als wir dahin kommen, mit ihren Weib und Kindern die Flucht geben und den Flecken verlassen. Dies Volk gehet nackt und bloß; allein die Weiber, die tragen ihre Scham bedeckt mit einem kleinen baum wollen Tüchlein, so ihnen vom Nabel bis auf die Knie gehen ...“

„An diesem Ort haben wir eine Stadt gebaut, welche man genennet hat Buenos Aires, das ist zu teutsch Gute Luft ... Desgleichen haben wir auf diesem Land einen Flecken gefunden, darinnen auch Indianisch Volk, die man Carendies nennet, wohnet, deren ungefähr 3000 Mann gewesen samt ihren Weibern und Kindern. Diese Carendies haben uns bei vierzehn Tagen lang täglich ihre Armut an Fischen und Fleisch geteilet und ins Lager gebracht, und nur einen Tag, an welchem sie gar nicht zu uns kommen sind, ausgesetzt ...“

„Als wir nun wieder in unser Lager kamen, teilte man das Volk von einander; was zum Krieg tauglich war oder zur Arbeit, darzu ward jedes gebraucht. Man bauete daselbst eine Stadt und einen erdenen Wall einen halben Spieß hoch darum und darinnen ein stark Haus für unsern Obersten. Die Stadtmauer von Erden war drei Schuh breit, und was man heut baute, fiel morgen wieder ein; denn das Volk hatte nichts zu essen, litt sehr große Armut und starb vor Hunger ...“

„Es begab sich, daß drei Spanier ein Roß entführten und dasselbige heimlich aßen; und als man solches inne ward, wurden sie gefangen und mit schwerer Pein derwegen gefragt. Als sie nun solches bekannten, wurden sie zum Galgen verurteilt und gehenkt. In derselben Nacht gesellten sich drei andere Spanier zusammen, die sind zu diesen dreien Gehenkten zum Galgen kummen, haben ihnen die Schenkel vom Leib abgehaut und große Stücke Fleisch aus ihnen geschnitten, und trugen dieselben zur Ersättigung ihres großen Hungers in ihr Losament. Item hatte auch ein Spanier seinen Bruder, so in der Stadt Buenos Aires gestorben war, aus übermäßigem Hunger gefressen ...“

„Nach diesem allen blieben wir noch einen Monat lang in der Stadt Buenos Aires beieinander in sehr großer Armut und warteten, bis man die Schiff zugerichtet hatte. Unterdessen Anno 1535 kamen die Indianer mit großer Macht und Gewalt über uns und unsre Stadt Buenos Aires bis in die 23000 Mann stark ... Dieser aller Meinung und Intent war, uns allesamt umzubringen und bis aufs Haupt zu erlegen. Aber Gott dem Allmächtigen sei Lob, Preis und Ehr' gesagt, welcher den mehrern und größern Teil von uns erhalten; denn mit Hauptleuten, Fendrichen und anderm Kriegsvolk sind auf unserer Seiten über 30 Mann nicht umkommen ...“

*) Charrnas.



Schlangenjagd am Paraná



Belagerung der indianischen Stadt Lampere, der
späteren Hauptstadt von Paraguay Asunción

„Juan de Nolas, unser Leutnant, fuhr nach diesem mit den 400 Mannen, die er bei sich hatte, unter denen dann Pedro de Mendoza unser oberster Hauptmann auch war, auf den zugerüsteten Brigantinen und Boot das Wasser Parana aufwärts, bis wir zu den Indianern kamen, welches nach zweien Monaten von unserem Auszug von Buenos Aires geschah, und 84 Meil von erstgemeldter unserer Stadt ist . . .“

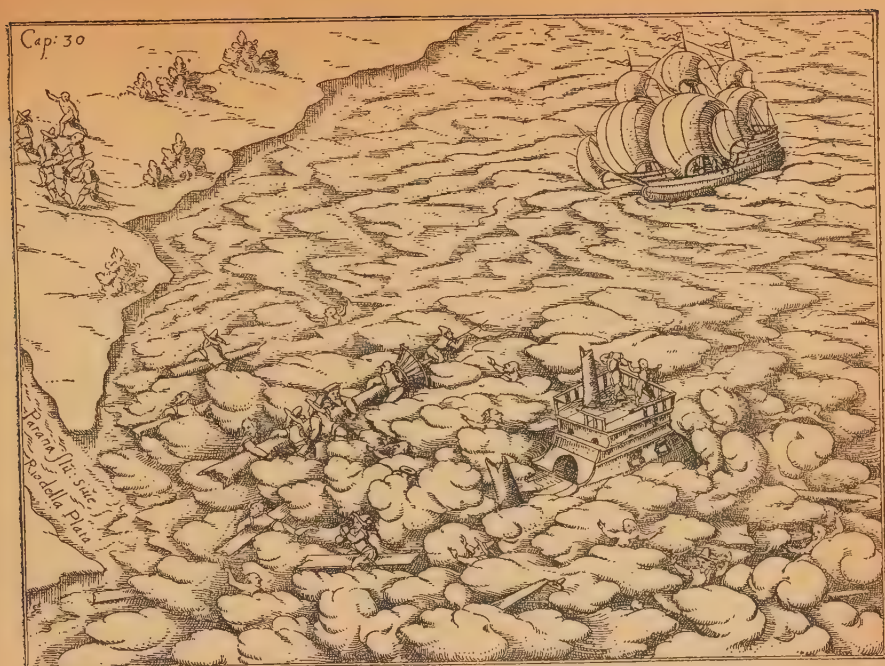
„Von dannen fuhren wir aus ganze achtzehn Tag, daß wir kein Volk mehr fanden; nach diesem trafen wir ein Wasser, das einwärts gehet. In demselben Land fanden wir sehr viel Volks beieinander, die nennet man Macurendas; die haben anders nichts zu essen denn Fisch und ein wenig Fleisch; sie sind in die 18000 streitbarer Mann stark . . . Und als wir bei ihnen vier Tag müßig still lagen, funden wir am Land heraus liegen eine sehr gewaltige große und ungeheure Schlangen, die war 25 Schuh lang und so dick als ein Mann, an der Farb schwarz und gelb gesprenkt; die erschossen wir mit einer Büchsen. Als solches die Indianer sahen, verwunderten sie sich sehr ob dieser Schlangen, da sie selbst zuvor keine so große gesehen hatten. Diese Schlang hat den Indianer, wie sie anzeigten, sehr großen Schaden getan; nämlich, wann sie im Wasser gebadet, so hat die Schlang sie im Wasser gefunden, ihren Schwanz um den Menschen geschlagen und unter das Wasser gezogen, ihn hernach gefressen, daß sie oftmals nicht gewußt, wo mancher Indianer hinkommen. Diese Schlangen habe ich selbst der Länge und Dicke nach mit allem Fleiß abgemessen, daß ich es wohl weiß; die Indianer haben solche hernach geschlachtet, heim zu Haus getragen, gesotten und gebraten und folgendes geessen . . .“

„Nach dem mußten die Carios uns ein groß Haus bauen von Stein, Erden und Holz, damit, ob sich etwan mit der Zeit begeben, daß sie einen Aufruhr wider die Christen fürnehmen möchten, dieselben eine Beschützung hätten und sich wider sie wehren möchten. Diesen Flecken und Stadt haben wir am Tag Nostra Signora d'Assumption*) Anno 1536 gewonnen, demselben auch solchen Namen gegeben, wie er noch bis auf diese Stunde also genennet wird . . .“

„Als solches der oberste Hauptmann Alvaro inne wurde, durfte er sich mit den andern zweien großen Schiffen nicht mehr aufs Wasser wagen, sonderlich weil sie nicht sehr gut waren; ließ sie derhalben zerbrechen und kam über Land nach Rio della Plata, bis er lechlich zu uns kam in die Stadt Nostra Signora d'Assuncion und bracht mit sich von den vierhundert Mannen noch dreihundert. Die andern hundert aber waren vor Hunger und Krankheit gestorben. Dieser Hauptmann ist acht Monat lang unterwegs gewesen und ist von der Stadt Assuncion bis zu dem Flecken oder Hafen Santa Catarina dreihundert Meil . . .“

„Bei uns in Teutschland hält man es für ein schädliches und giftiges Tier und nennet es ein Krokodil oder Basilisk, und mant sagt, so jemand diesen Fisch anschau, daß ihn der Fisch anglokt, so muß er ohn alles Mittel sterben — welches der Wahrheit nit ungemäß, da der Mensch ohne das sterben muß und nichts Gewissers ist. Weiter sagt man, daß dieser im Brunnen wächst und gefunden wird und daß alsdann kein ander Mittel sei, diesen Fisch umzubringen, als daß man ihm einen Spiegel zeigt und fürhält, daß er sich selber darin sehe, so muß er alsdann von seiner selbst Greulichkeit anzusehen von Stund an tot liegen. Solches aber von gemeldtem Fisch ist alles Fabel und nichts, denn ich hätt hundertmal sterben müssen, so es wahr wäre, da ich der Fisch mehr denn in 3000 gefangen und gegessen hab. Hätt derowegen von diesem Fisch nit so viel geschrieben,

*) Assuncion, die heutige Hauptstadt von Paraguay.



Schiffbruch im Rio de la Plata



Lama

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags
Albert Langen-Georg Müller, München

wenn ich nit einen gewissen Grund hätte; denn ich hab seine Haut gesehen zu München in meines gnädigen Herrn Herzog Albrechten seiner Schießhütten, die er im Tiergarten hat . . .“

„Die Schaf, so sie Amida nennen, deren sie zweierlei Sorten, heimische und wilde, haben, brauchen sie wie wir hieraußen die Roß zum Führen und Reiten, denn ich selbst bin einmal auf dieser Reiß, als ich an einem Schenkel krank war, weiter dann vierzig Meil auf einem solchen Schaf geritten. So führet man in Peru die Güter darauf, eben wie bei uns mit den Saumrossen . . .“

„Von dannen zogen wir weiter und nahmen etliche von den Carcoties mit, uns den Weg zu weisen; und als wir drei Tagereis' von diesem Flecken waren, liefen dieselben wieder heimlich von uns. Doch vollendeten wir unsre Reiß' nichtsdestoweniger und kamen zu einem fließenden Wasser, das heißt Machtasies, welches anderthalb Meil breit ist. Als wir dahin kamen, wußten wir keinen sicheren Paß darüber, doch erdachten wir einen Weg, dardurch wir möchten darüber kommen. Nämlich dergestalt: wir machten je zween und zween ein Flößlein von Holz und Reislein und fuhren darauf abwärts, bis wir auf die andere Seiten des Wassers kamen. In solchem Hinüberfahren ertranken unsres Volkes vier Personen auf einem Flößlein. Von oftgedachter unsrer Stadt Nostra Signora d'Aluncion ist über Land zu diesem Flecken nach der Astronomen Rechnung dreihundertzweiundsiebzig Meil Wegs . . .“

„Von dannen zogen wir weiter und kamen zu einem Städtlein, S. Vincente genannt (liegt zwanzig Meil Wegs von dem erstgenannten Flecken), welches den 13. Juli Anno 1553 geschehen. Allda fand ich ein Portugalesisch Schiff, welches mit Zucker, Bresilholz und Baumwollen geladen war, wie es Peter Rössel, des Erasmus Schek von Antorff Factor, an S. Vincente wohnhaft, eingeladen hatte, und dem Johan Hülßen in Lissabon wohnhaft, so auch des erstgedachten Schek Factor ist, zuschickte . . .“

„Also schifften wir aus der Port oder Meerhafen Spiritu Sancto und fuhren zween Monat lang aneinander auf dem Meer, daß wir nie kein Land sahen, seithero wir von dem berührten Port Spiritu Sancto ausgefahren waren . . .“

„Und bin ich also nach Verfließung von zwanzig Jahr durch sonderbare Gnade und Schickung des Allmächtigen Gottes wiederum an dem Ort ankommen, darvon ich ausgezogen; habe aber doch inzwischen in Durchreisung dieser Indianischen Nationen nicht geringe Gefahr Leibes und Lebens, großen Hunger und Elend, Sorg und Angst ausgestanden, inmaßen diese historische Erzählung genugsam ausweist. Sage aber doch dem Allmächtigen Gott Lob, Ehr' und Dank, der mir wiederum so glücklich an den Ort, daraus ich vor zwanzig Jahren ausgezogen, geholfen hat.“

Mutter Zachez

Ein Schauspiel in fünf Akten von
GOTTFRIED KÖLWEL

II. Akt

Nebenzimmer im Gasthaus zum „Schwarzen Bären“. Rechts und links je eine Tür. Hinten eine Wand: unten aus Holz, oben aus undurchsichtigem Glas. Eine große zweiflügelige Tür führt nach hinten in das Gastzimmer. Die undurchsichtigen, seitlichen Glaswände haben schiebbare, große Fenster, so daß man eine breite Sicht in das Gastzimmer schaffen kann. In der Mitte des Nebenzimmers steht eine aus zwei Tischen zusammengesetzte Tafel. Es ist Abend. Die Lampen brennen.

1. Szene

Türe und Fenster der Glaswand sind geschlossen. Am unteren Ende der Tafel sitzen die vier Sargträger: der Zwirngirgl, der Bäumlersepp, der Lederer-toni und der Glashansl. Jeder hat einen steinernen Literkrug vor sich. — Am oberen Ende der Tafel sitzt Andreas Wulf vor einem Glas Bier. Er blickt stumm vor sich hin. Neben ihm steht seine Base, die Res. Alle andern Plätze an der Mitte der Tafel sind bereits leer.

Res: Alles ist schon lang fort. Und du hochst noch immer da. (Sie schaut nach der Uhr.) 's wird gleich halbe achte werd'n. So lang hat auch noch kein Leichentrunk dauert.

Lederer-toni: Der Wulf mag nimmer heimgehn, Res. Dös siehst.

Res (zu Wulf): Über Nacht kannst doch auch nüt bleib'n da. Und grad heut. (Sie deutet gegen das Gastzimmer.) Die hab'n doch a kleine Fastnacht heut. Was denkst sich denn da der Bärnwirt! In der Früh hast bei Leni eingravn und auf d' Nacht sitzt noch vorm Bierkrug.

Glashansl: Laßt ihn, Res. Wenns ihm schmeckt, laßt ihn trink'n. Der Tod macht jed'n traurig.

Res (zu den Sargträgern): Ja, ihr müßts grad auch noch dreinred'n. Hochts auch noch da, wie wenn der Wulf 's Geld auf der Gaß findet.

Bäumlersepp: Wirßt uns wohl die Zech nüt neid'n, Res.

Zwirngirgl (ernst): So was Schwers hab'n wir noch nüt übern Berg nauftragn.

Res: Ihr seids ja schuld an allem. Den Sarg niederstell'n mitt'n auf der Gaß. Sowas ist doch auch noch nüt dagwes'n. Nüt einmal ein Limonadflascherl soll er euch zahl'n, der Wulf. 's tot Wei einfach mitt'n am Weg stehn lass'n.

Bäumlersepp: Sei nur froh, Res, daß es so abgangen ist. 's hätt noch viel dümm'er ausfall'n können.

Zwirngirgl (ernst): Du hast wohl noch nichts ghört von dem Sarg z' Feldberg drübn? Glashansl: Der alleweil hinter der Bodnstieg steht und nüt vom Platz will.

Zwirngirgl: Er bleibt nüt im Freidhof. Er feht jed'smal wieder hinter die Bodnstieg zuck. Kein Bet'n, kein Aussegnen, nichts hilft.

Res: Jesus, Maria ... (zu den Sargträgern): Tuts doch nüt freveln.

Bäumlersepp: Es ist die Wahrheit, was wir sogn.

Res (will Wulf bei der Hand nehmen): Gehn wir doch jekt. Geh. Du kommst ja sonst in die spät Nacht nei.

Wulf (bleibt stumm und sieht abseits vor sich hin).

Glashansl: Ich habs euch doch schon gsagt, Res. Laßt ihn! Ein Mannsbild darf man nüt so benz'n. Die Mannsbilder sind wie Böck.

Res: Tuts ihm nur auch noch 's Gnack steifn. Dann host er noch da auf d' Nacht um zwölfi, wenns da drauß d' Herennacht habn. (Klagend): Mein Gott, und die arm Leni liegt im Freidhof drobn ...

2. Szene

Tobias Nickl, ein wohlhabender Bürgersohn, tritt durch eine Seitentüre ein. Er ist etwa zwanzig Jahre alt und städtisch gekleidet. Er stockt etwas, als er die Trauergäste sitzen sieht.

Tobias: Ach so ... Dös hab ich nôt gwußt, daß noch der Leichntrunk herin ist. (Er will wieder gehen.)

Bäumlersepp: Bleib nur, Tobias. Der Wulf muß eh bald gehn. Die Res laßt ihm kei Ruh mehr.

Res: Dös sagns doch auch, Herr Nickl, daß ein Leichntrunk nôt bis auf d' Nacht um zwölfi dauern kann.

Tobias: Ich ... ich weiß gar nichts.

Res: So ... (Sie blickt ihn vorwurfsvoll an.) Aber von Ihnen weiß man allerhand.

Tobias: Oho ... (zu den Sargträgern): Habts ihr a dicke Lust da herin?

Glashansl: Dürft man schon bald die Tür aufmachn, Res, was?

Res (energisch zu Wulf): Du gehst jekt heim, Vetter. Die Fastnacht geht gleich an da drauß.

Bäumlersepp: Laßt ihn doch ein bissl tanzn, Res. Einem Wittiber kann dös nôt schadn.

Tobias (ist inzwischen an ein Glasfenster der Wand getreten und sucht durch eine helle Stelle in das Gastzimmer hinauszuspähen).

Glashansl: Geh nur naus, Tobias. Sie ist schon drauß.

Res (abfällig auf Tobias blickend): Ja, ja. Dös weiß man schon, was die jungen Burschn heutzutag im Kopf habn.

Tobias (öffnet die Tür; bevor er in das Gastzimmer hinaustritt, nimmt er spaßhaft den Hut ab): Servus, Res. Du brauchst dir wenigstens kei Larvn mehr kaufn für d' Fastnacht. Du hast schon eine. (Ab durch die schmale Spalte der Tür.)

3. Szene

Res: Der meint schon grad, der ganze Markt ghört ihm. Weil alle Bauern in seim Vater sei Schranm müßn fahrn. Grad wie aus der Auslag raus lauft er umeinander, der Gischpl.

Ledererxtoni: Dem sei Geld wenn wir hättn, Res, dann könntn wir uns auch so a schöns Klüftl kaufn.

Res (zu Wulf): Ob du jekt gehst, hab ich gsagt. Ich bleib jekt nimmer länger da. (Da Wulf sich nicht bewegt): Vetter! Gehn sollst jekt.

Bäumlersepp: Er mag nôt. Dös siehst doch.

Glashansl: Laßt ihn doch endlich einmal in Ruh.

Res (zu den Sargträgern): Der muß, verstandn? Eher geh ich nôt, bis er mitgeht.

(Zu Wulf): Mußt du denn ins Maul von alle Leut kommen? Müßn denn morgn alle Leut sagn: der Wulftramer ist am Leichtag nimmer vom Bierkrügl wegkommen. Müßn denn die Leut gar redn: du hast dir vor lauter Freud, daß bei Leni gstorbn ist, einen Rausch antrunkn. Schaamst du dich denn gar nôt? Weißt du denn gar nôt, was sich ghört? Die Leni ist doch schließlich mei Schwester gwesn. Und ich laß dös auf der Leni nôt sign, daß du an ihrem Begräbnistag noch auf d' Nacht im Wirtschhaus host. — Heimgehst jekt! (Sie sucht ihn energisch am Ärmel zu packen.)

Wulf (macht sich los, steht aber im nächsten Augenblick von selber auf, greift nach seinem Hut und geht, ohne ein Wort zu sagen, ab).

Res (zu den Sargträgern): Wär noch schöner, wenn ich nôt so ein Mannsbild zu der Tür rausbringet. (Ab.)

4. Szene

Lederer-toni: A resche Schwaagerin hat der Wulf. Wenn sei Leni, Gott hab sie selig, auch a solche gwesn ist, dann glaub ichs gern, daß er vor Freud nimmer ausm Wirtshaus naus will.

Glashansl: Die Federn werd'n schon hie und da gsflog'n sei, wie die Wulfkramerin noch glebt hat. Dös hats doch gspannt, daß der Wulf die Frau Zachez gern sieht.

Bäumlersepp: Die Augn kannst halt nôt gut anhängen. Wenns halt wo hinschiageln ...

Glashansl (rückt mit der Schulter, wie wenn er nach der Gaststube zeigen wollte; dann): Dem Tobias sticht die Rosl auch ein bissl was in d' Augn.

Zwirngirgl (der immer still dasitzt, vor sich hinsehend): Dös mit dem Sarg heut, so schwer ... Dös bring ich nimmer ausm Kopf ...

5. Szene

Bärenwirt (kommt aus dem Gastzimmer herbei): No, Manner, habn wir schon zammtrunk'n? Einschenk'n kann ich nimmer, hat die Res g'sagt. (Er sieht auf die Uhr.) Ist ja schon gleich achte auch. Morg'n ist auch wieder ein Tag, nôt wahr? (Er greift nach den leeren Krügen.) Es muß halt alles ein End habn auf der Welt. 's Leben wie 's Trink'n. Aber besser, nôt wahr, ein leerer Krug als ein Totentrügerl ... (Er hat die Krüge an sich genommen.) Mei, jekt ist die Leni auch fort ...

Die Sargträger sind inzwischen aufgestanden und greifen nach ihren Hüten.

Bäumlersepp: Ja, ja ...

Lederer-toni: Müß'n wir halt gehn, wenns nichts mehr gibt ...

Bärenwirt: Gut Nacht beieinander ... Gut Nacht.

Glashansl: Ja, ja ... Gut Nacht ...

Bäumlersepp: A Maß hätt er ja grad noch zahl'n können, der Wulf ... Gut Nacht.

Zwirngirgl: Ich glaub, ich trau mich gar nôt schlaf'n heut ... Alleweil spür ichs noch auf der Achsl ...

Bärenwirt: Dös vergeht schon, Girgl. Schlaf nur. Gut Nacht.

Zwirngirgl: Gut Nacht ...

Alle Sargträger ab, einer nach dem andern durch eine Seitentür.

Bärenwirt (abräumend): Hoch'n tun die Sargträger, wie wenns Pech unter der Hofn hätt'n. (Ab mit den Krügen in das Gastzimmer.)

6. Szene

In der Tür begegnet ihm Tobias Nickl.

Bärenwirt (macht Platz, damit Tobias gut vorbeikann): Wollens ein bissl ins Nebenzimmer, Herr Nickl?

Tobias: Wenn Platz ist ...

Bärenwirt: Könnens schon raus. (Er ruft in das Gastzimmer): Rosl! Geh, räum noch gar ab da herauß. (Mit den Krügen ab ins Gastzimmer.)

Rosl (kommt eilig herbei. Sie zieht die Decke vom Tisch und lacht): Habn die die Deck'n zugricht. Wie a Landkarn'n schauts aus.

Tobias: Die sind halt mit den Löffeln rumg'fah'n drauf wie die Dampsschiff auf der Donau.

Rosl (zieht die zwei zu einer Tafel zusammengestellten Tische auseinander): Muß mans wieder auseinanderziehen, die Tisch. (Sie blickt neckisch auf Tobias.) Daß man wieder einschichtig sigh kann. (Sie breitet frische Tücher über die leeren Tische.)

Tobias (geht auf Rosl zu und sucht sie auf den Rücken zu klopfen): Du bleibst ja nôt bei mir.

Rosl (die Stühle anordnend): Ich hab doch soviel z' tun. Drauß soll ich sein. Herin soll ich sein. Herin soll ich sein. Drauß soll ich sein . . .

Bärenwirt (blickt zur Tür herein): Wollns ein Helles oder ein Dunkles, Herr Risl?

Tobias: Ein Helles, bitte.

Bärenwirt ab.

Tobias: Da siehst es. Schenkt ja dein Herr Vetter ein. Da kannst du doch ein bisserl bei mir bleibn.

Rosl (schäfernd): Ich wüßt nôt, was ich da tät . . .

Tobias: Da schau her. (Er greift in die Tasche und will was herausziehen. Im selben Augenblick kommt der Bärenwirt mit dem Bier herein.)

Tobias (wendet sich rasch ans Fenster, zieht den Vorhang etwas beiseite und blickt hinaus): Finster ists aber heut schon stark. (Zum Bärenwirt): Da hats aber lang dauert mit dem Leichentrunk.

Bärenwirt: Ja, ja. Bald wär der Leichentrunk mit der Fastnacht zsamkommen.

Draußen im Gastzimmer hört man laute Stimmen

Bärenwirt (sieht hinaus): Da kommen die ersten Maskera schon. (Er rückt das Bier am Tisch zurecht.) Wohlbekomms! (Ab ins Gastzimmer, schließt die Türe hinter sich.)

Tobias (drückt an die Türe, ob sie gut zu ist): So, jetzt sind wir allein.

Rosl: Ich muß doch naus. Ich muß doch dem Herrn Vetter helfn.

Tobias (vertritt ihr lachend den Weg).

Rosl: Wenn aber doch die ersten Maskera schon da sind!

Tobias (greift wieder in die Tasche und zieht etwas heraus): Da, schau her, Rosl. (Er hält ihr die hohle Hand hin.)

Rosl (erstaunt): Was ist denn dös?

Tobias: Dös hab ich heut gfundn. Zufällig aufm Dachbodn.

Rosl: Was soll denn dös sein?

Tobias: A Pupp'n. Ganz unscheinbar und braun, nôt? Wie ein alts Stückerl Holz fast. Schaut nach gar nichts aus. Aber weißt, was da rauskommt? . . . Wenns jetzt warm wird und wenn die Bäum drauß überall 's Blühn anfangen?

Rosl: Ein Schmetterling, gelt?

Tobias: So ein recht schöner solls halt werd'n, der alles voll Farb'n hat an den Flügeln . . . (Er umfaßt Rosl, die ihm lautlos zuhört, plötzlich, zieht sie an sich und will sie küssen.)

Rosl (wehrt sich leicht): Nôt . . . (Sie blickt ängstlich nach der Tür.) Wenn der Herr Vetter daherkommt . . . Laß mich doch aus . . .

Tobias: Der kommt nôt. Der weiß doch auch, daß du achtzehn Jahr alt bist.

Rosl (sucht sich neuerdings zu befreien): Nein, sag ich. Und ich mag jetzt nôt . . . Auslassn sollst mich . . . (Sie befreit sich; kaum ist sie frei, fängt sie schelmisch zu lachen an.) Jetzt ist dir der Schmetterling doch auskommen, gelt? Ha, ha, ha, ha, ha! (Übermütig ab durch die Tür in das Gastzimmer.)

7. Szene

Tobias Nickl streift sich über die Haare, bringt die Krawatte, die ihm aus der Weste hängt, in Ordnung und trinkt dann aus seinem Bierglas. Während er einen tiefen Zug tut, tritt Andreas Wulf ein. Er hängt, ohne auf Tobias zu achten, seinen Hut an den Haken und setzt sich wortlos an den Tisch. Tobias weiß im ersten Augenblick nicht, ob er etwas sagen soll, aber dann wendet er sich an die Türe zum Gastzimmer und öffnet leicht.

Tobias: Jessas, die Maskera sind schon da ... (Ab in die Wirtsstube.)

Die Türe bleibt etwas offen, der Bärenwirt kommt herein.

Bärenwirt: Herr Wulf? — Trinken wir noch a Halbe?

Wulf (nickt): Ich kann nôt schlafen heut. Ich muß noch was trinken.

Bärenwirt (tröstend): Es vergeht schon wieder, Herr Wulf ... Freilich, hart ist dös schon, wenn einem in den besten Jahren die Frau wegstirbt ... War ja auch so ein braves Leut, die Leni ... Ja, dös Lebn! (Er blickt, scheinbar besorgt, auf Wulf, geht ab ins Gastzimmer und schließt die Türe wieder hinter sich zu.)

Wulf (sitzt da, fährt sich plötzlich über die Stirn, durch die Haare, und sieht dann wieder vor sich hin. Nach einer Weile): Franziska ... Fran ... zis ... ka ...

8. Szene

Plötzlich werden die beiden Flügeltüren aufgerissen, so daß man tief und breit in das anwachsende Maskentreiben in der Wirtsstube hineinschauen kann. Ein Hanswurst, der die Türen aufgerissen hat, steht auf der Schwelle.

Hanswurst:

Platz müßn wir habn.
Auf die Törn! Auf die Törn!
Heut wolln wir tanzn
und d' Madeln verführen.
Auf die Törn! Auf die Törn!

Draußen im Gastzimmer sieht man hoch erhoben den Seppel mit der Ziehharmonika sitzen. Man hat ihm einen Stuhl auf den Tisch gestellt, so daß er alles überragt.

Tobias: Du bist wohl Minister worn, Seppel!

Seppel: Freilich, heut muß die Musik regiern! (Er fängt an zu spielen und zu singen, die Menge singt mit):

Ja, d' Musi, ja d' Musi,
die muß heut regiern,
da kannst mit deem Gspusi
ein bisserl flaniern.
Da kannst einmal rechtsum,
und linksum kannst a,
grad schön ist die Fastnacht,
halodrio — aa!

Bärenwirt (bringt dem Wulf, der versunken seitlich sitzen bleibt, das Bier): Heut ist schon alles ganz naarisch da draußn ... Wie wenns der Teufel jezt schon beim Zipfl hätt. (Ab in das Gastzimmer.)

Während des Gesanges werden plötzlich die Fenster der Glaswand zurückgeschoben, so daß man eine noch größere Sicht in die Wirtsstube hat. Im leeren Fensterraum, über der Holzbrüstung, erscheint der Lederer-toni, noch immer schwarz, im Leichen-tränergewand.

Lederer-toni (nachdem der Gesang geendet hat): Jessas! Der Wulf ist wieder da.

Bäumlersepp (erscheint neben dem Lederertoni): A Maß hättn wir ja grad noch
zwungen, Herr Wulf.

Glashansl (wird neben den beiden andern sichtbar): Habn wir uns ja so plagn müßn
heut ...

Wulf: Trinkt!

Bäumlersepp (sehr freudig): Ich sags ja. Der Herr Wulf. Der Herr Wulf ist ein
guater Mo.

Lederertoni: Ein guater Mo. Wenn d' Res nôt dabei ist.

Glashansl: Schad, daß der Zwirngirgl nimmer mitgangen ist. Könnt er doch schlafn,
wenn er sich noch ein Maßerl unters Kopfkissen leget ...

Lederertoni: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)

Bäumlersepp: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)

Glashansl: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)

Hanswurst (dreht sich ungebärdig, vom Lärm angestekt. Dabei tanzt er ins Neben-
zimmer heraus. Er singt, während der Seppl ihn begleitet):

Vom Lebn und vom Sterbn,
vom Krug und vom Scherbn,
kann gsungen heut wern.

Grad schön ifts auf der Welt,
doch ein Narr bleibst ohne Geld,
dös muß man oft hörn.

Bist grad oder krumm,
bist gscheid oder dumm,
alls hört einmal auf!

Alls fangt wieder an.
Musikant, drum fang an
und spiel uns was auf!

Seppl fängt an, einen Bayerischen im jähen Taktwechsel zu spielen. Die Menge
beginnt zu tanzen. Der Tanz quillt, während der Hanswurst den einen leeren Tisch
packt und ihn samt den Stühlen polternd zur seitlichen Tür hinauswirft, in das Neben-
zimmer heraus, so daß die beiden hintereinanderliegenden Räume eine einzige Tanz-
fläche bilden.

Wulf (sitzt noch immer stumm vor seinem Bier und schaut in das Treiben).

Tobias (mit Rosl vorbeitanzend): Jetzt hab ich den Schmetterling wieder.

Rosl: Nôt so fest anfassn. Sonst könnt der Glanz weggehn. (Sie schlägt mit den Armen
übermütig wie mit Flügeln).

Tobias: Die Flügel soll man so einem Schmetterling eigentlich ausreißen, daß er
nimmer fortfliegn könnt.

Rosl (lachend): Graufamer!

Inzwischen hat der Hanswurst auch nach einer Tänzerin ausgegriffen und tanzt
mit ihr an Wulf vorüber. Die Tänzerin ist ein reizend angezogenes Bauernmädchen
mit einer höchst jungen, lachenden Maske. Sie läßt sich, den Oberkörper zurück gebeugt,
vom Hanswurst wiegen und drehen. Dabei schaut sie nach Wulf aus und fährt diesem
mit der Hand zärtlich unter das Kinn.

Hanswurst: Laß doch den traurigen Mann da sitzen,
sonst bringst ihn gar noch ins Feuer und Schwißn.
's Feuer und Schwißn, dös ist nôt guat,
wenn einer im schwarzn Rittel dastñ tuat.

Mädchenmaske (schlägt den Hanswurst schälernd auf den Mund, dreht sich noch einmal mit ihm, entgleitet ihm plötzlich und fällt auf Wulf zu, diesem gerade auf die Knie).

Wulf (ist erschrocken, aber sein Schrecken geht, als er das lachende Maskengesicht vor sich sieht, in ein leichtes Lächeln über):

Hanswurst: Schau nur, wie dös Madl kann fliegen,
jezt wills sogar den Wittiber kriegn,
Wittiber, Wittiber, gib fein acht,
heut ist die teuflische Hexennacht!

Hanswurst (tolzt weiter, greift nach einer anderen Tänzerin und dreht sich in der Menge, die sich wieder mehr in die Wirtsstube zurückzieht und dort Platz nimmt, nachdem der Seppel den bayerischen Tanz beendet hat. Man hört Lärm und Lachen).

9. Szene

Mädchenmaske (zu Wulf): Du bist aber traurig.

Wulf: Was hast denn du für a Stimm?

Mädchenmaske (verstellt die Stimme): Die kennst du nöt.

Wulf: Red gscheit.

Mädchenmaske (zeigt ihm das lachende Gesicht, dann neigt sie sich plötzlich an sein Ohr und wispert ihm etwas zu).

Wulf (ist plötzlich ernst, er sieht in die Wirtsstube hinüber, ob ihn niemand beobachtet):
Wo hast denn dös Swandl her?

Mädchenmaske: Damals hätt ich dich schon kennen solln.

Wulf: Aus deiner Madlzeit gar?

Mädchenmaske: Du, ich habs nöt ausghaltn. Ich hab dich heut noch treffn müßn . . .
Drum hab ich mich vergwandt. Und die Larvn aufgsezt.

Wulf: Fran — zis — ka . . .

Franziska: Gelt, es kennt mich niemand.

Wulf: Die Fenster tätens uns einwerfn, wenn dös wer wüßt, daß du es bist.

Franziska: Es kanns ja niemand erfahrn. Ich tu mei Larvn nöt runter.

Wulf: Seß dich lieber auf den Stuhl da nüber. (Er rückt ihr einen Stuhl zurecht.)

Franziska (sezt sich): Die reinst Höll hab ich schon wieder durchgmacht heut. Hast es ghört, was der Michl heut früh schon wieder für einen Rausch gehabt hat?

Wulf: Ich habs schon ghört. 's Kreuz will der dir abschlag'n, hat er gsagt.

Franziska: Ich halt dös nimmer aus. Du. (Sie faßt ihn fest am Arm.)

10. Szene

Durch die Seitentür, durch die der Hanswurst vorher Tisch und Stühle hinausgeworfen hat, kommt Michael Zachez herein. Er ist im selben Gewand wie im ersten Akt. Er schaut vor sich hin und spuckt aus, als er Wulf erblickt. Dann geht er durch die Flügeltüren in das Gastzimmer, wo er sich unter die Menge mischt.

11. Szene

Franziska und Wulf sehen ihm nach.

Franziska: Was der da will?

Wulf: Er sucht dich wohl.

Franziska: Ich hab die Kinder gsagt, daß ich nach Feldberg nüber hab müßn. Zu meiner Basn. Sie sollns dem Vater sagn. Ich hol nur Schmalz und Eier, hab ich gsagt. Morgn in der Früh komm ich wieder.

Wulf: Morgn in der Früh?

Franziska: Daß ich heut bei dir kann bleiben . . .

Wulf (sieht vor sich hin): O' Leni hat gar nôt weg wolln. Gar nôt.

Franziska: Ob dös nôt bloß a Gschicht war von dem Zwirngirgl?

Wulf: Ich weiß nôt. Gspäßig war dös schon. Ich muß alleweil drüber nachdenkn.

Franziska (schweigt, dann drückt sie Wulf plötzlich heimlich die Hand, springt auf und mischt sich in das Maskentreiben).

12. Szene

Wulf (sitzt allein vor seinem Bier und wischt sich über die Stirn, wie wenn er Schweiß spüren würde).

Tobias (im Gastzimmer, reicht dem Seppl ein gefülltes Bierglas hinauf): Trinkt, Seppl! Wer spielt, muß auch trinkn.

Seppl (trinkt das Glas fast halb aus).

Tobias: Flott hast du ihn gespielt, den Bayerischn. Den können die wenigsten mehr spielen wie du.

Seppl: So was liegt mir, Tobias. Was bald so und bald anders geht. Dös Durcheinander. Ich glaub, am bestn tät mir gar ein Ungarischer liegn.

Tobias: Wie kommst du denn gar noch auf die Ungarischen, Seppl?

Seppl: Was weißt denn du . . . Du bist grad gewachsn und dein Vater hat Geld wie Heu . . . Bei dir geht freilich alles schön im gleichn Takt weiter . . .

Tobias (zieht Rosl zu sich): Da geh her Rosl. Der Seppl will mir a Predigt halt'n, heut in der Fastnacht.

Seppl (unwillig, launisch): Ach was! Dös Gred . . . Laß mich! (Er fängt plötzlich wieder zu spielen an. Er spielt wieder einen Bayerischen im auffallenden Taktwechsel. Schaufelstiel — Schubkarrn. Dabei ist er sehr ernst und versonnen über seine Harmonika gebeugt und spielt, während er manchmal nach Rosl heimlich ausblickt, wie wenn er in diesem Spiel seinen Zwiespalt spiegeln wollte.)

13. Szene

Die Menge fängt wieder zu tanzen an. Tobias will mit Rosl tanzen, aber Rosl ist bereits vom Hanswurst erfaßt worden und dreht sich mit diesem. Tobias greift nach der Mädchenmaske (Franziska) aus und tanzt mit dieser.

Hanswurst: So bleibts auf der Welt
 und uns tuts nôt weh,
 die schön Madeln wern gheirat,
 und die schiachn bleibn steh.

Rosl (tanzt lachend mit ihm vorüber).

Tobias (zur Mädchenmaske): Wer du nur bist. So ein schöns Madl. Und grad tanzen kannst du. Wie ein Drahtwaberl. (Er versucht, ihr die Larve etwas zu lockern.)

Franziska (die nur immer im stummen Spiel auf seine Fragen Antwort gibt, schlägt ihm auf die Hände).

Tobias (versucht es wieder, ihr die Larve zu lockern): Wer da dahintersteckt?

Franziska (schlägt ihm noch heftiger hinauf und entwindet sich ihm. Scheinbar müde läßt sie sich auf dem Stuhl neben Wulf nieder).

Tobias: Der tanzt ja nôt. Bei dem brauchst nôt sihn bleibn.

Franziska (macht ihm eine lange Nase, zum Zeichen, daß er gehen soll).

Tobias: A richtige Hex, was bist du?

Franziska (nickt).

Tobias (sieht sich nach Rosl um und geht in die Wirtsstube, wo noch immer alles tanzt).

14. Szene

Franziska (zu Wulf): Ich bin so aufgelaßt — und bin doch so traurig.
 Wulf (blickt lauernd umher).
 Franziska: Ich geh bald.
 Wulf: Wenn ich austrunk hab.
 Franziska: Kommst nach?
 Wulf (nickt und sieht wieder lauernd um sich, atmet schwül, schwer).

15. Szene

Die Tanzenden kommen ins Nebenzimmer. Aus dem Haufen schält sich Michael Zachez heraus und bleibt vor Wulf stehen, während die andern weitertanzen.

Zachez: Du bist ein schöner Wittiber. Hast heut dein Weib eingraben und sitzt jetzt mit einem Maskera da ...

Wulf: Dös wird dich wenig schiniern.

Zachez: Die Weibsbilder stehn dir gut an, scheint's.

Wulf: Schau, daß du weiter kommst.

Zachez: Dös ist ein Wirtshaus. Da kann ich stehn, wo ich mag. Und hinbockn kann ich mich auch, wo ich mag. (Er setzt sich auf einen Stuhl an den Tisch und wendet sich an Franziska): Was bist denn du für a Ausgstochene? Zu einem neubacknen Wittiber hersehn, der wo noch nach seinem totn Weib schmectt.

Franziska (macht schweigend eine abfällige Geste gegen ihn und wendet sich ab).

Wulf: Ich mag heut nöt mit dir streitn.

Zachez (ruft in die Wirtsstube): Bärenwirt! Stell mir mein Bier da her. Grad da her. Auf den Tisch.

Bärenwirt (ohne Krug): Michl, du wirst doch heut nöt 's Streitn anfangen wolln?

Zachez: Mein Bier sollst da herstelln, hab ich gsagt. Alles andre geht dich nichts an.

Franziska (sucht Wulf an der Hand zu fassen und fortzuziehen).

Zachez: Du Wetterher, du damische! Pressierst dir schon so. Kannst es nimmer erwarten? Ausgstochens Mistweicherl, ausgstochens!

Inzwischen haben sich, während der Wirt abgegangen ist, verschiedene Gäste und Masken um den Tisch gestellt, um den Streit zwischen Zachez und Wulf zu verfolgen. Tobias (trägt den Seppel auf den Schultern herbei).

Seppel: Da, glaub ich, muß ich auch einen Bayerischen spielen.

An der Brüstung der Holzwand erscheinen die drei Sargträger.

Bäumlersepp: Jessas, der Zachez!

Lederertoni: Gott sprach im Born ...

Glashansl: Der Zachezmichl ist nicht zur Arbeit geboren ...

Zachez: Ja, schauts nur alle mit euere Gfrießer! (Er stößt sich den Hut aus der Stirn, nach hinten.) Da sitzt er, der schöne Wittiber und hat sich einen Maskera zuglegt. — Die Larven soll man ihm runterreißen, dem Mensch. Die sich zu so einem hinbockt.

Wulf (blickt den Zachez starr und abwehrend an).

Bärenwirt (kommt mit dem Krug herbei): So, da ist dein Krug, Michl. Dös sag ich dir: trinkn kannst. Aber einen Unfrieden wennst stiftst ... dann lauft kein Tropfen mehr für dich aus der Piepn. (Zu Wulf): Regns Ihnen nöt auf! Zwegn dem! Den Krateller kennt doch jeder Mensch.

Wulf (steht noch immer starr und stumm).

Franziska (drückt sich hinter ihm an die Wand, gegen die Tür).

Zachez (drohend zu Wulf): Geh nur her, wenn du dir traust. Du Mistgockl, du ...
 Bärenwirt: Herr Wulf! Lassens Ihnen nôt auf d' Spiz treibn. (Zu Zachez): Und du haltst das Maul jekt, verstandn?! (Er zeigt gegen die Seitentür): Sonst zeig ich dir, wo der Zimmermann's Loch nausgemacht hat.

16. Szene

Während der Bärenwirt noch auf die Türe zeigt, geht die Tür auf und die Res steht erstaunt auf der Schwelle.

Res (eintretend): Ja — da bist du, Vetter? Überall suchn wir dich. Wir habn schon gmeint, dir ist was passiert.

Zachez: Der ist ja froh, daß ihm sein Weib verreckt ist.

Res (abfällig): Wie kommst denn mit dem in Diskurs?

Zachez (zu Res): Ja, schaun nur an, dein schön Schwager. (Er weist auf Franziska, die sich immer mehr in den Hintergrund drückt, um gleich aus der Türe zu kommen.) Mit dem Maskera dort wollt er anbandeln. Heut, wo 's bei Schwester eingravn habn.

Res (erregt): Die da? Wer ist denn dös? (Sie vertritt Franziska den Weg): Tu dei Larvn runter!

Franziska (hält die Larve fest).

Wulf (sucht sich schügend vor Franziska hinzustellen).

Res (zu Franziska): Wenn du ein ehrliches Gesicht hast, kannst es doch herzeign. Dei Larvn sollst runter tun, hab ich gsagt.

Wulf: Res! Laß den Maskera gehn. Der geht dich nichts an. Fastnacht habn die.

Zachez (steht höhrend und grinseend dabei).

Res: Die braucht sich doch nôt mit dir einlassn? Die muß doch auch wissn, daß du Trauer hast.

Wulf: In der Fastnacht kann jeder a Larvn aufsehn, wie er will, Res.

Res (drängend zu Franziska): Tu die Larvn runter!

Franziska (will durch die Tür entweichen).

Res (vertritt ihr gewaltsam den Weg und reißt ihr plötzlich die Larve ab).

Ein großes Erstaunen geht durch die Menge, als man Franziska Zachez erkennt. Franziska sucht das Gesicht mit beiden Händen zu verhüllen und will abermals fliehen. Da ergreift Michael Zachez plötzlich wortlos den Krug und hebt ihn hoch zum Wurf. Wulf sucht Franziska immer noch zu decken.

Zachez: Saumensch! (Er wirft den Krug nach seiner Frau.)

Franziska (ist es geglückt, durch die Tür zu entfliehen).

Der Krug fällt an den Pfosten und zerschellt.

Wulf (drohend zu Zachez): Dich trifft ich ein anderes Mal! (Ab, Franziska nach.)

Zachez: Hin mußst sein!

Res (verzweifelt): Mein Gott! Die arm Leni wenn dös wüßt!

Hanswurst (drängt sich tobend durch die Menge):

Platz müßn wir habn.

Auf die Törn! Auf die Törn!

Heut wolln wir tanzn

und d' Madeln verführn!

Auf die Törn! Auf die Törn!

(Er dreht sich im unsinnigen Kreisel.)

Bärenwirt: Hanswurst!

Vorhang

Preußische Siedlung - einst

I

Zwischen Eberswalde und Frankfurt eilen die Züge der Reichsbahn durch das märkische Oberbruch. Durch „jene morastige Wüstenei, wo zwischen Buschwerk und Röhricht nur Wild und Sumpfvögel hausten“. Heute verbindet sich mit dem Oberbruch der Begriff der Qualitätsgarantie. Vor zweihundert Jahren jedoch war diese Bruchlandschaft sozusagen eine Kuriosität: zur Fastenzeit nach der Schneeschmelze und zum Johannistag nach den Gewitterregen war das ganze Oberbruch verschwunden, und die Sonne beschien einen riesigen Landsee. Aber auch wenn sich das Wasser verlaufen hatte, blieb der Rahn das wichtigere Verkehrsmittel gegenüber dem Wagen, wie die Viehzucht nur im Schatten der Fischerei stand; besser gesagt: die Viehmast. Wenn es nicht in Dr. Heinrich Berghaus köstlichem Landbuch der Mark Brandenburg von 1856 stünde, vielleicht glaubte man es gar nicht, daß die Viehweide oft genug bis in die späte Adventszeit ging, „die Fischer kauften nach Johanni, wenn sich das Wasser verließ, zehn Ochsen für die Koppel und trieben sie Weihnachten als Mastvieh nach Berlin“.

Nun erst die Fische. Mit den Quappen wußten die Leute nichts Besseres anzufangen, als sich die fettesten auszusuchen, in schmale Streifen zu schneiden und getrocknet statt Rien als Leuchtspan zu nehmen. Mit den Hechten war es so arg, daß sie jedermann mit der Hand greifen konnte und die Tonne eingezalener Hechte auf dem Markt in Wriezen nur noch zwei Taler kostete. Und Krebse aß kein Mensch mehr, mit der Bestimmung als Schweinefutter kosteten 6 Schock schöne, große Krebse nur 6 Pfennige meißnische Währung. Von 1705–07 wurden allein in Wriezen 2134 Tonnen Hechte umgesetzt. Zweimal in der Woche gingen die Karawanen mit eingezalenen Hechten und sonnengehörnten Aalen nach Berlin und die Oberbrucher Lachse und Neunaugen gingen selbst noch über Böhmen und Bayern hinaus bis nach Italien! Der Fischkessel war der wichtigste Hausrat im Oberbruch: gesetzlich war festgelegt, daß im Todesfalle der Frau der Fischkessel unbeschadet aller sonstigen Erbteilung dem überlebenden Gatten verblieb. Das war das Fischzeitalter des Oberbruchs.

Bevor der Organisator Altpreußens, Friedrich Wilhelm I., sich aufs Sterbebett legte, notierte er auf einem Kostenanschlag für die Kolonisation des Oberbruchs: „Für meinen Sohn Friedrich.“ Im Sommer 1746 reist der Sohn, Friedrich II., nach Oberberg. Er sieht das Bruch und noch in Oberberg diktiert er den entscheidenden Brief an die kurmärkische Kammer: „daß sich hier Äcker und Weiden für zehn neue Dörfer, das Dorf zu 300 Seelen gerechnet, gewinnen lassen möchten“. Und am 8. Juli 1747 besteigen die Kommissare des Königs: der kurmärkische Kammerdirektor Schmettau, der schon unter der väterlichen Regierung bewährte Wasserbaumeister Haerlem aus Holland und der berühmte Mathematiker Leonhard Euler am Zöllner's Fährhaus einen Ockerfahn, um während einer zweitägigen Fahrt die nötigen Messungen und Berechnungen anzustellen. Knappe sechs Jahre später, am 21. Mai 1753, sprach Friedrich der Große jenes bekannte Wort von der Provinz, die er im Frieden erobert habe.

„Von der Nützlichkeit des Unternehmens konnten sich die alten Fischer jedoch durchaus nicht überzeugen, die nun Wiesen und Rahn gegen Pflug und Wagen, womit sie nicht umzugehen wußten, vertauschen sollten; sie fürchteten, brodlos zu werden, und glaubten, daß das Wasser von den ihnen angewiesenen Äckern nicht abgehalten

werden könnte. Bei einigen ging der Mißmut und der Widerwille bis zur offenen Widerseßlichkeit, so daß sie durch strenge Mittel zur Annahme der ihnen zugefallenen Ackerlose angehalten werden mußten . . .“ berichtet Berghaus*) und es ist immerhin bezeichnend, daß noch am 15. Juni 1752, also wenige Monate vor der Beendigung der Kanalbauten, der Herrenmeister des Johanniter-Ordens sich bitter beim König beklagte, weil man auf dem Gebiete des Ordensamtes Weiden für Faschinen geschlagen habe. Der Widerstand der Oberbrucher ging soweit, daß gegen verschiedene Ortschaften Waffengewalt aufgeboten werden mußte, nur damit die Fischer ihre Rähne zur Erdbabfuhr bereitstellten! Und in einer Petition beschworen die Bewohner der alten Bruchdörfer den König „in größter De- und Wehmut alleruntertänigst fußfälligst als ein höchst erschrockenes und den letzten Streich befürchtendes Heer“, er möge sich ihren „durchaus ohnfehlbar entspringenden Untergang landesväterlich zu Herzen nehmen“. Worauf der König den „höchst erschrockenen“ Männern einen Brief schrieb, sie möchten zunächst die Wirkung abwarten und sich melden, wenn sie wirklich Schaden gelitten hätten. Siedeln war halt von jeher mit Hindernissen verknüpft.

Dazu kamen die Schwierigkeiten mit dem anzusiedelnden Menschenmaterial. Die bevölkerungspolitische Bilanz zum Beispiel der Kurmark lag seit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges mit erschreckender Deutlichkeit vor: von 1618 bis 1746 waren allein in der Kurmark nicht weniger als 1962 Bauernhöfe und 935 Rossätenstellen verschwunden. An Plänen zum Wiederaufbau mangelte es nicht, und zeitweilig schien es, als wollte der König alte Kriegsveteranen als Kolonisten ansehen. Nun gehört es nicht zu den Aufgaben einer Skizze über die friderizianische Siedlungspolitik, die Mentalität Friedrichs des Großen zu sezieren, aber es sei immerhin als symptomatisch vermerkt, wie der König nach einer Inspektionsfahrt durch Pommern an den Kammerpräsidenten von Stettin schrieb: „daß die Leute hier zu Lande, wie er aus Augenschein wisse, das Säen nicht verstünden; sie schmeißen das Korn nur so herein in das Land, ohne weiter etwas dabei zu tun“. Sicher eine jener Beobachtungen, die sich schließlich zu der Bemerkung von der „uralten, pommerischen Faulheit“ verdichteten und den Beschluß heranreifen ließen, frisches Blut nach Preußen zu bringen. 1747 ging die Adresse hinaus, die alle Heimatmüden einlud, nach Preußen zu kommen, und da nun die ersten Einwanderer ein Troß Pfälzer waren, die übrigens schon im Begriff standen, nach Pennsylvanien zu gehen, aber den kürzeren Weg in die Kurmark vorzogen, so wurden im Volksmund aus allen später kommenden Rheinhesen, Württembergern, Mecklenburgern, Sachsen, Böhmen und Polen ebenfalls „Pfälzer“.

Nun hatte wohl der König die auffallende Angewohnheit, auf seinen Inspektionsfahrten überall Wasser zu trinken — nicht um seinen Durst zu löschen, sondern um das Trinkwasser seiner Bauern zu prüfen — aber jeden Einwanderer persönlich examinieren, das konnte er nicht. So war es vorgekommen, daß man hier und da „gewesene Perquirars und Komödianten“ als Kolonisten angesetzt hatte, die Weizen nicht vom Hafer unterscheiden konnten, andere Tunichtguts bestellten ihr Land nicht, sondern zogen in den nächsten Wald, um ihn kahl zu schlagen und das Holz wegzuschleppen, und die dritten verließen gar bei Nacht und Nebel die Kolonistendörfer. Das alles waren nicht gerade Momente zur Erheiterung des königlichen Gemüts, wie andererseits auch der Priegnitzer Adel schwer anekkte, als Friedrich II. erfuhr, daß man in der Priegnitz entgegen allen Zusicherungen die Kolonisten zu Leibeigenen gemacht hatte. Und am 6. Juni 1754 leßlich ging eine „strikte Ordre“ an die Stettiner Kammer: „den auf Treu und Glauben in das Land gekommenen, hier aber gedrückten Kolonisten“ Hilfe zu bringen.

*) Landbuch der Mark Brandenburg, III. Band, Seite 55 ff., Brandenburg 1856.

II

Sechs Wochen vor dem letzten Spatenstich fahren die Vertreter der an die Oder grenzenden Rittergüter und Domänen durch das Portal des Königlichen Schlosses zu Berlin. Nach den allwöchentlich einlaufenden Berichten des die Aufsicht führenden Obersten Rehow gehen die Arbeiten im Bruch dem Ende entgegen; es ist an der Zeit, Klarheit über den Siedlungsplan zu schaffen. Der König referiert selbst, erläutert die ausgebreiteten Karten und Pläne, es werden seiner Rechnung nach 1252 Familien sein, die man wird ansetzen können, und da ein Einspruch der umstehenden Herren gegen diese Ziffer nicht erfolgt, ist der Vorschlag zur Weisung erhoben.

Nach zuverlässigen Überlieferungen wurden durch die Trockenlegung des Oderbruchs gewonnen:

Königliches Land	64100 Morgen
Städtisches Land	10800 "
Abliges Gutsland	24000 "
Ritterliches Ordensland	34000 "
<hr/>	
132900 Morgen.	

Dabei berührt es nun eigentümlich, wie die Technik der Siedlung über die friederizianische Epoche im Grunde nie hinausgekommen ist, mehr noch: die Zahl der Freijahre zum Beispiel, die den Siedler von 1753 der Notwendigkeit enthoben, sofort an die Landschaft den vereinbarten Zins von 5 Prozent zu zahlen und ihm dafür die Möglichkeit gaben, erst einmal kräftig Wurzel zu schlagen, diese Einrichtung kann sich nur angenehm abheben von vielen Systemen bisheriger Siedlung, die aus den Kolonisten Schuldknechte ihrer Finanzierungsinstitute gemacht haben. Und wenn das Nachstehende auch bereits von der Technik in die Ökonomie hinüberweist, so entwickelten sich doch allen Kinderkrankheiten zum Trotz die Oderbrucher Kolonistendörfer in leztlich aufsteigender Linie: nachdem das Bruch tapfer die Schrecken des Siebenjährigen und ruhig den Abderlaß der Befreiungskriege überstanden hatte, und das wollte für eine junge Siedlung etwas heißen, kostete 1830 die 10-Morgen-Siedlerstelle 2500 blanke Taler und die 90-Morgen-Siedlerstelle nicht weniger als 20000 Taler; ein Preis, der hundert Jahre später in unseren Tagen langsam ins Reich der Phantasie zu entschwinden beginnt. Aus in ihrer Überproduktion erstikten Fischern waren Bauern geworden, die leben und leben ließen: in einer alten Beurkundung fand sich folgender Lohnsatz für einen Arbeitsmann zur Rübenerte: 3 Taler, 7 Silbergroschen und 6 Pfennige als Entgelt für den abzuerntenden Morgen, dazu freie Wohnung, Feuerung, das Lagerstroh und 8 Mehen Kartoffeln.

Auch die Städte, die im Wehrlagen anfänglich die Führung hatten, entwickelten sich bald munter in der entfalteten Bruchlandschaft, wie das Beispiel Wriezens am trefflichsten erweist. Gewiß hatte Wriezen den Fischhandel von und den Getreidehandel nach den alten Bruchdörfern eingebüßt, aber statt dessen war die Stadt nunmehr zum Vorort des Oderbruchs avanciert und der Vermittler aller mannigfaltigen und differenzierten Bedürfnisse der aufstrebenden Kolonisten geworden. Wie sich im einzelnen die Hauptstadt des Oderbruchs entwickelte, darüber gibt die folgende kleine Tabelle einigermaßen Auskunft:

	1740	1750	1800	1850
Einwohner	2102	2470	3756	6112
Wohnhäuser	326	327	420	513
Wirtschaftsgebäude	39	41	65	938
Gewerbegebäude.	—	—	—	57
Materialwarenhandlungen.	3	3	7	16

Wenn das Städtchen nicht mehr vom Zuge der Zeit erfasst wurde, dann „verdankt“ es diese Unbill seiner allzu großen Nähe zu Berlin: nicht 7 $\frac{1}{2}$, sondern 20 Meilen müßte Briezen von Berlin entfernt sein, um den Direkthandel des Oderbruchs mit der Reichshauptstadt zu hemmen, bemerkt schon Dr. Berghaus in seinem Landbuch.

Natürlich ging nicht alles gradlinig voran, der alte Buchholz zitiert in seiner „Geschichte der Churmark Brandenburg“ den Brief eines geistlichen Herrn, der durch die neuen Bruchdörfer spazierte und daraufhin folgendes zu Papier brachte:

„Bis jezo ist der Acker noch zu geil und treibet das Getreude gar zu stark ins Stroh und sezt noch keine recht völligen Körner in die Ähren. Doch bessert sich von Jahr zu Jahr. In den ersten Jahren gab der Roggen fast gar kein Mehl, sondern lauter Kleye und die Gerste taugte gar nicht zu Malz, weil es lauter Lagerforn gewesen war. An Holz fehlte es den neuen Dörfern gar sehr, sonderlich zu den Bauten; das müssen sie aus anderen entlegenen Heiden herholen . . . Die neuen Dörfer haben schon mehr als einmal bei durchgerissenen Deichen und erfolgten Überschwemmungen viel ausgestanden, so daß man mit Rähnen die Einwohner retten oder ihnen doch, da sie auf die Böden ihrer Häuser geflüchtet, zu Hilfe kommen müßte . . .“*).

Das soll alles richtig sein und noch vieles andere dazu, es vermag aber dennoch keinen Schatten zu werfen auf die eine einzige Tatsache: daß eine Siedlung, die gerade ihre zweite Ernte in die Scheuern gefahren hatte, als die Stürme des Siebenjährigen Krieges losbrachen und trotz alledem in diesem Sturm, der halb Preußen verwüstete, feststand, gesund sein mußte bis ins innerste Mark.

W. FREIHERR VON GAYL

- und heute

Unsere Zeit hat sich daran gewöhnt, die Siedlungstätigkeit der preußischen Könige, insbesondere des Großen Friedrich, der neuzeitlichen Siedlungsarbeit als Vergleichsmaßstab und als Muster entgegenzuhalten. Ein Vergleich von Siedlungsleistungen durch Zahlengegenüberstellung ist irreführend, wenn die Leistungen unter völlig verschiedenen Verhältnissen getätigt sind. Ob die Siedlung Friedrichs des Großen der Neuzeit als Muster vorgehalten werden kann, bedarf besonderer Darlegung. Vorweg ist zu betonen, daß diese Frage in vielen Punkten, namentlich gegenüber der Entwicklung im letzten Jahrzehnt zu bejahen ist.

Die Verhältnisse, unter denen Friedrich siedelte, waren völlig verschieden von denen der Neuzeit. In der absoluten Monarchie war die Organisation denkbar einfach. Ein Kommissar, der Weisungen, Land und Mittel in der Regel vom König unmittelbar empfing, konnte im Rahmen seiner weitgehenden Befugnisse seine Aufgabe ohne wesentliche Reibungen durchführen. Das Siedlungsland war königliches Eigentum, entweder Kulturland aus Domänenbesitz oder leergewordenen Hufen oder durch Urbarmachung neugewonnenes Unland. Die Anforderungen an die Neuordnung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der Siedlungen waren, den Zeitverhältnissen entsprechend, sehr bescheiden. Hinter allem, was geschah, stand der starke, lebendige Wille des großen Königs, der alle Hindernisse durch eine Entscheidung zu überwinden vermochte.

In den mehr als 100 Jahren, in denen nach Friedrich II. die Siedlung fast ganz ruhte, hat sich das Aussehen des deutschen Ostens völlig verändert. Die absolute war der konstitutionellen Monarchie und zuletzt der Republik mit demokratisch-parlamentarischen

*) Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg.

Einrichtungen gewichen. Das Land ist im festen Besitz grundbuchmäßiger Eigentümer, von denen es erst erworben werden muß. Der Domänenbesitz ist stark verringert. Unland, das mit verhältnismäßig geringem Aufwand an Kapital urbar gemacht werden kann, ist nur noch an wenigen Stellen in größerem Ausmaß vorhanden. Die Agrar- und die Arbeitsverfassung haben sich grundlegend verändert. Die Finanzierung der Siedlung hat sich dem immer kapitalistischer gewordenen Wirtschaftssystem der Welt weitgehend anpassen müssen. Die Ansprüche an Schulwesen, Wegenetz und gemeinwirtschaftliche Einrichtungen aller Art haben sich mehr und mehr gesteigert. Die Welt ist, sozusagen, inzwischen verteilt. Für die Siedlung muß heute mit großem Aufwand erst so Raum geschaffen werden, daß die Wirtschaft und die geschichtlich gewordenen Verhältnisse der Umgebung möglichst wenig beeinträchtigt werden. Kurzum, die Bedingungen, unter denen gesiedelt werden muß, sind völlig verändert gegenüber der Lage im Staate Friedrichs II.

Und dennoch kann die neuzeitliche Siedlung im deutsch-preußischen Osten sich nach ihrem zahlenmäßigen Erfolg durchaus mit der des 18. Jahrhunderts messen. Über den Umfang der neuzeitlichen Siedlung herrscht fast in allen Kreisen eine staunenswerte Unkenntnis der Tatsachen. Es ist ein Zufall, daß der 46jährigen Regierungszeit des großen Friedrich genau der gleiche Zeitraum neuzeitlicher Siedlung von 1886 bis 1932 gegenübersteht. Es liegen gerade abgeschlossen die Ergebnisse von 1886 bis 1932, also ebenfalls über 46 Jahre vor.

Den 57 475 Kolonisten Friedrichs II. stehen 100 763 Siedler der Neuzeit gegenüber. Bei diesen und den folgenden Zahlen, die für den Osten Deutschlands, fast ausschließlich für Preußen gelten, ist nur die rein ländliche Siedlung, nicht die vorstädtische und Randsiedlung berücksichtigt.

Es wurden in den Jahren von 1886 bis 1919, also in der Vorkriegszeit geschaffen:

a) Von der Rgl. Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen 21 784 Stellen mit 309 475 ha Fläche.

b) Von den Rgl. Generalkommissionen und provinziellen gemeinnützigen Gesellschaften 21 535 Stellen mit 238 448 ha Fläche, das bedeutet die Neuschaffung von 1733 neuen Dorfeinheiten mit einer Siedlerbevölkerung von rund 216 600 Seelen.

Von 1919 bis 1932, also in der Nachkriegszeit wurden 57 444 Stellen auf 601 000 ha ausgelegt, das sind 2297 Dorfeinheiten mit 287 200 Seelen.

Zusammen sind in den 46 Jahren neuzeitlicher Siedlung, in denen Weltkrieg und Inflation die Arbeit fast ein volles Jahrzehnt stilllegten 100 763 Stellen mit 1 148 923 ha geschaffen, von denen rund 50 Prozent bauerliche Stellen über 5 ha Fläche, 25 Prozent Halbbauern — und Handwerker — und die restlichen 25 Prozent Landarbeiterstellen sind. Das sind 4030 neue Dörfer mit durchschnittlich 285 ha Fläche und einer Ansiedlerbevölkerung von über einer halben Million Menschen. Die nutzbare, besiedelte Fläche (ohne Wege, Gewässer und Flächen in öffentlicher Hand) entspricht ungefähr der Gesamtgröße des Landes Mecklenburg-Schwerin (etwa nach Abzug der Wasserflächen), so daß man durch einen Blick auf die Karte einen Begriff von dem Umfang der neuzeitlichen Siedlungsarbeit erhalten kann. Dieses Ergebnis, das trotz schwieriger Verhältnisse, Parlamentsmißwirtschaft, Weltkrieg und Inflation erreicht worden ist, dürfte zahlenmäßig den Vergleich mit der Siedlung Friedrichs II. durchaus aushalten. Diese Tatsache einmal festzuhalten ist ein Gebot der Gerechtigkeit gegenüber den an der Arbeit beteiligt gewesenem Stellen.

Es wäre reizvoll, auch den Selbstaufwand beider Siedlungsabschnitte festzustellen, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und miteinander zu vergleichen. Für dieses Beginnen liegen aber so wenig Unterlagen zur Zeit vor, daß auf einen Vergleich hier verzichtet werden muß.

Auf dem Gebiet der Siedlung entscheidet aber nicht die erreichte Zahl, sondern der nachhaltige Erfolg über die Leistung. Siedlungen erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie lebensfähig sind und einen dauernden Zuwachs an bäuerlichen Familien bringen und erhalten. Mit Recht spricht die Gesetzgebung unserer Tage nicht mehr von Siedlung, sondern von der Neuschaffung von Bauerntum. Dieser Grundgedanke jeder gesunden Siedlungstätigkeit hat auch Bismarck vorgeschwebt, als er die preussische Siedlung 1886 wieder aufnahm, und er stand allen denen lebendig vor der Seele, die mit Verantwortungsbewußtsein in der Neuzeit gesiedelt haben. Wer sich diesem Zweck seiner Arbeit im Gewissen verbunden fühlt, der muß seine Verantwortung auch betätigen und bewußt nur lebensfähige Siedlungen schaffen. Das hat Friedrich II., und das haben auch in der Neuzeit die Siedlungsträger in der Regel getan. Siedeln heißt, richtig verstanden, für Jahrhunderte neue Werte schaffen und sich dabei bewußt sein, daß Fehler in der Anlage in der Regel nicht wieder gutzumachen sind. Erst dem Zeitalter des Weimarer Parteienstaates war es vorbehalten, aus der Siedlung ein rein kapitalistisches Geschäft zu machen, an dem derjenige am meisten verdienen sollte, der den Weisungen einer wenig sachkundigen und verantwortungsbewußten Regierung, politisch und wirtschaftlich am willigsten folgte. Die Durchführung der Siedlung gehört in die Hand auf dauernde Tätigkeit eingestellter und gemeinnützig arbeitender Siedlungsträger, nicht in die von Glücksrittern, welche Verdienen die unterstreichen. Die letzte Parteiregierung hat aber zahlreiche, weder erfahrene, noch leistungsfähige, noch verantwortungsbewußte Siedlungsunternehmer herangezogen und von oben her, oft gegen den Widerstand der örtlichen Kulturbehörden, gefördert. Diese zeitweise Abkehr vom Geist friderizianischer Siedlung hat sich mehrfach bitter gerächt.

So sind, wesentlich in den letzten 5 Jahren, ohne Rücksicht auf Lebensfähigkeit eine Anzahl von Siedlungen geschaffen, die zu klein waren und den Bedürfnissen ihrer Gegend nicht entsprachen. Sie sind nach schematischen Weisungen der Berliner Zentralstellen errichtet und gewähren einer Familie keine volle Nahrung. Alle anderen etwa gemachten Fehler treten hinter diesen schwerwiegenden Hauptfehler zurück. Ähnliches gilt vom Ausmaß, Ausführung und Aufwand der Bauten.

Die unter diesen Umständen in der Öffentlichkeit lautgewordenen Befürchtungen sind aber in ihrer Allgemeinheit übertrieben. Über das Gelingen von Siedlungen kann man erst nach Ablauf einer längeren Zeitspanne, frühestens nach einem halben Jahrzehnt, urteilen. Auch die Siedler leben unter denkbar ungünstigen landwirtschaftlichen Verhältnissen. Die agrarpolitische Umstellung des neuen Staates ist erst am Anfang ihres Wirkens. Ein endgültiges Urteil über die Lebensfähigkeit der neuzeitlichen Siedlungen wird erst eine spätere Zeit abgeben können, wenn die neuen Maßnahmen sich ausgewirkt haben. Gelingt es aber, was wir alle hoffen, das Bauerntum unseres Volks auf neue, bessere Grundlagen zu stellen, so werden auch die Neubauernstellen unserer Zeit sich in der Hauptsache als lebensfähig erweisen.

Zunächst ist man zu jeder Zeit geneigt gewesen, die zeitgenössische Siedlung in Vausch und Bogen zu verdammen. In einem Vortrag von 1910 sagt Dr. Stumpfe, ein alter Vorkämpfer des Siedlungsgedankens:

„Wunderbarerweise haben die Zeitgenossen Friedrichs des Großen sich über seine Besiedlungstätigkeit im großen und ganzen sehr ungünstig ausgesprochen. Sie sehen eben mehr ihre kleinen, aber den Nachbarn in die Augen springenden Fehler, nicht aber ihre außerordentliche, die Fehler überragende politische und wirtschaftliche Bedeutung.“

Die Siedlungen Friedrichs bestehen bis auf den heutigen Tag. Sie leiden unter der Ungunst der Zeiten, wie jedes Bauerndorf. Sie haben sich eingefügt in ihre Umgebung, und nur der Kenner weiß, daß sie Neusiedlungen waren. Es hat auch in ihnen viele Fehlschläge, manche verschuldete und unverschuldete Not gegeben. Mancher

Siedler hat seine Stelle aufgegeben, mancher Untüchtige hat durch einen bessern Wirt ersetzt werden müssen. Es kommt aber nicht auf den Nutzen der Einzelnen, sondern allein auf den der Gesamtheit an, der darin besteht, daß einmal objektiv lebensfähig geschaffene Stellen bestehen, auf denen neue Familien aus Bauernblut sich dauernd mit dem Boden verbinden und erhalten können. Diese Forderungen erfüllen die Gründungen Friedrichs II. Wir sind zu der Hoffnung berechtigt, daß eine spätere Zeit ein ähnliches Urteil über die große Mehrheit der neuzeitlichen Siedlungen fällen kann.

Der größte Teil der Siedlungen der ehemaligen Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen ist uns verloren. Wir brauchen eine energische und vernünftige Fortsetzung des Ansiedlungswerks, ohne uns utopischen Plänen hinzugeben, denn die Siedlung findet ihre Grenze in den natürlichen Verhältnissen unserer Ostgebiete. Viel kann aber noch geschaffen werden. Um so betrüblicher ist es, daß mit dem Jahr 1932 der Aufstieg der Siedlungsergebnisse ein Ende gefunden hat. Die Ursachen liegen in dem Versagen des Weimarer Systems gegenüber dieser großen Aufgabe. Ihr Bürokratismus hatte sich von Jahr zu Jahr hemmender entfaltet. Die Parlamente störten durch unfruchtbare und unsachliche Kritik. Die völlig verfehlt aufgebaute Osthilfe schränkte die Landbeschaffung ein und entzog dem Siedlungswerk Mittel. Im Rahmen dieser kurzen Darlegungen können die seit über 10 Jahren gewordenen Verhältnisse nicht näher geschildert werden. Es steht die traurige Tatsache fest, daß die Siedlung heute organisatorisch und wirtschaftlich völlig festgefahren ist und einer durchgreifenden Neuordnung bedarf. Der nationalsozialistische Staat hat eine schwere Erbschaft übernommen und findet eine große Aufgabe im Rahmen seiner neuen Bauernpolitik vor, die zu lösen ihm leichter sein wird als früheren Regierungen.

Bei dieser Neuordnung ist aber zu beachten, daß gerade die ländliche Siedlung keine Experimente vertragen kann. Sie hat Grundgesetze, die nicht verlegt werden dürfen und die sich im Wandel der Zeiten stets als richtig erwiesen haben. Von technischen Fragen soll hier abgesehen werden. Betont soll aber werden, daß jede Zentralisation und jeder Schematismus ausgeschaltet werden müssen. Die Entscheidung muß da liegen, wo man ihre Voraussetzungen an Ort und Stelle übersehen kann. Die entscheidenden Persönlichkeiten müssen mit den politischen, kulturellen, geologischen, klimatischen, marktpolitischen und allgemein wirtschaftlichen Verhältnissen, sowie der sozialen Struktur der Gegend genau vertraut sein. Jedes Lehrgeld geht hier auf Kosten der neuen Bauern! Der örtlichen Entscheidungsbefugnis muß eine vertiefte Verantwortung entsprechen. Vor allen Dingen aber müssen die Gesetze beachtet werden, welche uns die Natur bei der Neuschaffung von Bauernstellen vorschreibt. Unsere Zeit der Technik muß wieder Ehrfurcht vor der Natur und ihren Bedingungen lernen. Siedeln ist Rückkehr zur und Einpassung in die Natur!

Was bei der Siedlung von 1886 bis heute gefehlt hat und was sie grundsätzlich von der Zeit Friedrichs des Großen unterscheidet, das ist das Wirken einer hinter ihr stehenden machtvollen Persönlichkeit und ihr Ersatz durch eine Häufung von Behörden, Bürgerschaften und Ausschüssen mit anonymen Verantwortung.

Es wird Sache des neuen Staats sein, einfache, klare Formen der Organisation mit zweckmäßiger Verteilung von Befugnis und Verantwortung zu finden. Er hat den Grund und Boden und die Mittel für eine sparsame, aber ausreichende Durchführung der Siedlung bereitzustellen. Sache der neuen Bauern bleibt es, sich den neuen Grund und Boden zu verdienen, auszugestalten und zu verteidigen. Die grundsätzliche Neuordnung steht im ersten Anfang. Wir wollen ihr mit Vertrauen entgegensehen, denn der neue Staat ist nicht ein Staat der Mehrheitsbeschlüsse und Kompromisse, sondern ein Staat der Persönlichkeit und ihres Wirkens.

Lebendige Vergangenheit

Aus Friedrichs des Großen Briefen

An Luise Dorothea von Gotha.

Dahlen, 19. Februar 1763.

Das Volk ist auf die Dauer gerecht. Es schätzt jeden nach seinem Verdienste ein. Bisweilen fällt es übereilte Urteile, aber die Zeit führt es immer wieder zur Wahrheit zurück.

An Voltaire.

31. Oktober 1760.

Ihr Eifer entflammt also gegen die Jesuiten und gegen den Aberglauben. Sie tun wohl daran, den Irrtum zu bekämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach; über drei Viertel der Welt sind zur Knechtschaft unter dem wahnwitzigsten Fanatismus bestimmt. Die Furcht vor Teufel und Hölle hält sie in ihrem Bann, und sie verabscheuen den Weisen, der sie über ihren Wahn aufklären will. Die Masse unserer Gattung ist dumm und schlecht. Ich suche in ihr vergeblich das Ebenbild Gottes, das ihr nach der Versicherung der Theologen aufgedrückt sein soll. Jeder Mensch hat etwas von einer Bestie in sich. Wenige verstehen sie zu fesseln, die meisten lassen ihr die Zügel locker, wenn nicht die Gesetzesfurcht sie im Zaume hält.

An Luise Dorothea von Gotha.

Freiberg, 12. März 1733.

Der Untergang der Reiche ist das Werk eines Augenblicks, und zu ihrem Fall genügt es bisweilen, daß ein Dummkopf in einem entscheidenden Augenblick versagt. Ich könnte noch in Erwägung der Grundgesetze der Welt hinzufügen, daß eines von ihnen der Wechsel ist.

An Grumblow.

Remusberg, den 1. November 1737.

Warum soll man keinen Krieg mit Frankreich führen können, etwa weil man Französisch spricht, gute Schriftsteller in dieser Sprache liest und gebildete, geistreiche Franzosen liebt? Einen solchen Gedanken könnte man wohl kaum vor vorurteilslosen Leuten aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen. Die Ehre wird stets die einzige Richtschnur für mein Handeln sein, und keine Erwägung irgendwelcher Art könnte diese Ansicht ändern.

An d'Alembert.

8. Januar 1770.

Denken wir uns eine Monarchie mit zehn Millionen Einwohnern. Ziehen wir davon zuerst ab die Bauern, Fabrikarbeiter, Handwerker und Soldaten, so bleiben etwa fünfzigtausend Personen beiderlei Geschlechts übrig. Ziehen wir davon ungefähr fünf- undzwanzigtausend Frauen ab, so wird der Rest sich aus dem Adel und dem besseren Bürgerstand zusammensetzen. Prüfen wir, wieviele Geistesträger, Schwachköpfe, Verzagte und Wüstlinge darunter sind, und es wird sich ergeben, daß in einer sogenannten zivilisierten Nation von etwa zehn Millionen Menschen kaum tausend Gebildete zu finden sind, und was für ein Unterschied unter diesen in der Begabung! Nehmen Sie nun an, diese tausend Philosophen wären alle einer Meinung und vorurteilsfrei; wir werden ihre Lehren auf das Publikum wirken? Wenn acht Zehntel der Nation, für ihren Unterhalt arbeitend, nicht lesen, wenn ein weiteres Zehntel aus Oberflächlichkeit, Liederlichkeit oder Stumpfsinn sich damit nicht abgibt, so folgt daraus, daß das bißchen Verstand, dessen unser Geschlecht fähig ist, nur in dem kleinsten Bruchteil einer Nation vorhanden ist,

die übrigen unempfänglich sind, so daß der Wunderglauben bei der Masse stets das Übergewicht behaupten wird. Auf Grund dieser Erwägungen nehme ich an, daß Leichtgläubigkeit, Aberglaube und die blöde Angst schwacher Charaktere unter den Menschen immer überwiegen werden, die Zahl der Philosophen zu allen Zeiten klein sein wird und daß immer irgendein Aberglaube die Welt beherrschen wird.

Es ist verlorene Mühe, sie aufzuklären zu wollen, und oft sogar gefährlich für die, die es versuchen. Es muß uns genügen, selbst weise zu sein, wenn wir dazu imstande sind, die Masse aber dem Irrtum zu überlassen und sie nur von Verbrechen, die die Gesellschaftsordnung stören, abzuhalten.

An Voltaire.

— Insterburg, 27. Juli 1739.

Lieber Freund. Endlich sind wir nach einer Reise von drei Wochen in diesem Lande angekommen, das mir das Nonplusultra der zivilisierten Welt zu sein scheint. Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die jedoch bekannter zu sein verdiente; denn sie kann als eine Schöpfung meines Vaters angesehen werden.

Preußisch-Litauen ist reichlich dreißig deutsche Meilen lang und zwanzig breit, wird aber nach Samogitien zu schmaler. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde es durch die Pest verheert, wobei mehr als dreihunderttausend Menschen durch Krankheit und Elend dahingerafft wurden. Der Hof wußte wenig von den Leiden des Volks und versäumte es, dem reichen, fruchtbaren, starkbevölkerten Lande, in dem alle Erwerbszweige blühten, zu helfen. Die Seuche raffte das Volk dahin, die Felder blieben unbestellt und wurden zur Wildnis. Auch der Viehstand schwand dahin, kurz, unsere reichste Provinz wurde zur schrecklichsten Einöde.

Mittlerweile starb Friedrich I. und wurde mit seiner erborgten eiteln Größe und dem Schaugepränge nichtiger Zeremonien begraben.

Mein Vater, der ihm in der Regierung folgte, wurde von dem Unglück des Volkes gerührt. Er kam selbst und sah, wie furchtbar Seuche, Armut und die schmutzige Habsucht der Minister das Land verheert hatten. Zwölf bis fünfzehn verödete Städte und vierhundert bis fünfhundert unbewohnte verfallene Dörfer waren das trostlose Bild, das sich seinen Blicken darbot. Statt sich hierdurch abschrecken zu lassen, beschloß er, von Mitleid durchdrungen, den Menschen wieder aufzuhelfen und ihnen durch Hebung von Handel und Gewerbe in diesem zur Wüste gewordenen Land wieder Wohlstand zu verschaffen.

Seitdem hat der König keine Ausgabe gescheut, seine segensreichen Pläne durchzuführen. Er erließ zweckmäßige Verordnungen, baute wieder auf, was die Pest verödet hatte, und ließ Tausende von Familien aus allen Gegenden Europas kommen. Die Äcker wurden urbar gemacht, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem auf, und jetzt erfreut sich das furchtbare Land eines größeren Wohlstandes als je.

Litauen hat mehr als eine halbe Million Einwohner, mehr Städte und Herden als früher; es ist die wohlhabendste und ertragreichste Gegend Deutschlands. Und das alles verdankt man allein dem König, der nicht nur die Pläne selbst entworfen, sondern auch ihre Ausführung überwacht hat. Er hat weder Sorgen noch Mühen, weder Gold noch Versprechungen und Belohnungen gespart, um einer halben Million Menschen eine sichere und behagliche Existenz zu verschaffen; ihm allein verdanken sie ihr Wohlergehen und ihre Niederlassung.

Aus Richard Fester, Friedrich der Große. Briefe und Schriften.
Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

Dienst an der Pflanze – Dienst am Volk

I.

Das außerordentlich schwierige Ernährungsproblem im Weltkriege, in dem Deutschland darauf angewiesen war, im wesentlichen von den Erzeugnissen der eigenen Scholle zu leben, hat uns gezeigt, wie wenig auch Länder mit hochentwickelter Landwirtschaft für einen derartigen Ausnahmezustand damals gerüstet waren. Obwohl schon im ersten Kriegsjahr eine Beschränkung des Verbrauchs wichtiger Lebensmittel begann, hat sich eine im Verlauf des Krieges immer ernstere Formen annehmende Unterernährung großer Teile des Volkes nicht verhindern lassen. Die Ursachen dafür liegen in der schon lange vor dem Kriege einsetzenden Abhängigkeit in der Versorgung mit pflanzlichen und tierischen Produkten vom Ausland und der plötzlichen Schließung der Grenzen nach Kriegsausbruch. Wir waren sorglos genug, die Stimmen sachverständiger Männer zu überhören, die seit langem mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit einer starken, aus sich selbst lebensfähigen Landwirtschaft hinwiesen, weil sie die Katastrophen, die uns bevorstanden, schon frühzeitig erkannten.

Es ist hier nicht der Raum, zu erörtern, wie weit rein theoretisch die autarke Lebensführung eines Staates vornehmlich auf landwirtschaftlichem Gebiete erwünscht oder zweckmäßig ist. Die Länder Europas sind keine Inseln, die berufen sein könnten, in völliger Isolierung ohne Beziehung zu ihren Nachbarn zu leben. Wirtschaftspolitik ist nicht zu trennen von der Außenpolitik eines Landes, und keine Macht der Welt kann auf die Dauer bestehen, die nicht den rechten Weg findet zwischen den Maßnahmen, die den Bestand und die Entwicklung des eigenen Wirtschaftslebens sichern, und den Erfordernissen der großen Politik.

Überblicken wir aber den Außenhandel des Deutschen Reiches in den vergangenen Jahren, so läßt sich feststellen, daß der Export von Jahr zu Jahr gesunken ist, teils weil die Kaufkraft geringer geworden ist, teils weil die Tendenz, im eigenen Lande zu produzieren, sich in den andern Staaten der Welt bereits in mehr oder weniger starkem Maße durchgesetzt hat. Das lehren wohl am deutlichsten die hohen Schutzzölle und Einfuhrverbote aller Art, die heute in fast jedem Land der Welt bestehen. Die Tendenz der praktischen Wirtschaftspolitik geht also heute ohne Zweifel zur Autarkie, zur Erzeugung im eigenen Lande.

Für Deutschland liegen die Verhältnisse noch insofern besonders verwickelt, als die immer geringer werdende Ausfuhr nicht mehr dazu ausreicht, die Rohstoffe zu bezahlen, die für einen geregelten Verlauf unserer großen Industrie unbedingt eingeführt werden müssen, ganz abgesehen davon, daß aus dieser Ausfuhr noch ein Teil der Schuldenverpflichtungen abgestattet wurde. Es bleibt also unter diesen Umständen nur übrig, die Einfuhr der Produkte einzuschränken oder ganz zu unterbinden, die unter Ausnutzung neuer Arbeitsmethoden auch im eigenen Lande hergestellt werden können.

Der Industrie eines Landes sind hierbei verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt. Zwar lassen sich Seide, Kautschuk, Düngemittel und andere Rohstoffe heute schon künstlich herstellen, aber der Schatz an Rohle und Mineralien läßt sich bisher noch nicht willkürlich vergrößern, und ein Volk mit aufblühender Industrie wird in der Beschaffung dieser Rohstoffe bei dem heutigen Stand der Technik auf die Gebiete größter und billigster Herstellung angewiesen sein.

II.

Ganz anders aber liegen die Verhältnisse in der Landwirtschaft. Die Möglichkeiten, durch systematische Verbesserung der Erträge unserer Kulturpflanzen die eigene Erzeugung zu steigern, sind außerordentlich groß, da die höchste Leistungsfähigkeit für viele Früchte noch keinesfalls erreicht ist.

Um diese Steigerung der Erträge zu erzielen, sind seit langem zwei Wege beschritten worden. So sind einmal durch die Fortschritte in der Ackerkultur und in der Düngerkultur, durch die Einführung sorgfältig arbeitender Ackergeräte und -maschinen Durchschnittserträge erzielt worden, die weit über dem bisherigen Durchschnitt liegen. Man darf die Bedeutung dieser Entwicklung für das Aufblühen der deutschen Landwirtschaft nicht unterschätzen. Bedeutend älter als diese Maßnahmen sind aber die pflanzenzüchterischen Methoden der Ertragsteigerung, die lange Zeit hindurch unbewußt geübt wurden, und die erst zu Beginn dieses Jahrhunderts nach der Wiederentdeckung der Vererbungsgeetze eine wissenschaftlich gesicherte Basis erhielten. Pflanzenzüchtung im modernen Sinne heißt Schaffung neuer Sorten, die unter den gegebenen Umweltverhältnissen ihre Erbanlagen zur vollen Entfaltung bringen. Auch heute noch werden bei der Erzeugung neuer leistungsfähiger Rassen unserer Kulturpflanzen verschiedene Wege eingeschlagen. Die erste wohl ganz unbewußt und heute nicht mehr ausgeübte züchterische Maßnahme, die wir kennen, ist die Saatgutauslese durch Werfen der Körner gegen den Wind, wobei die großen schweren Körner weiter fielen als die kleinen leichten, die damals für weniger wertvoll gehalten wurden. Diese Art der Auslese hat sich Jahrhunderte hindurch gehalten. Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab begann man neue Wege einzuschlagen. Der Auswahl der schwersten Körner folgte eine Auswahl der besten und ertragreichsten Pflanzen eines Feldes, die zusammengelesen zur Weiterzucht verwendet wurden. Diese als Massenauslese bezeichnete Methode wurde aufgegeben, als man erkannte, daß z. B. ein Roggenfeld keine einheitliche Rasse, sondern ein Gemisch vieler Rassen ist, daß also eine züchterische Verbesserung nur dann erreicht werden kann, wenn einzelne Pflanzen ausgelesen und deren Nachkommenschaften getrennt voneinander angebaut und geprüft werden. Dieser Einzelauslese mit Prüfung der Nachkommenschaften, die heute noch nicht verbreitet ist, verdankt die Welt die ersten wirklich bedeutenden Erfolge in der Tier- und Pflanzenzüchtung. Schon im 17. Jahrhundert wurden die Rennpferde Englands auf diese Weise gezüchtet, und unter Anwendung der Individualauslese und der darauffolgenden Nachkommenschaftsprüfung züchtete v. Lochow-Petkus am Ende des vorigen Jahrhunderts den weltberühmten „Petkus-Roggen“, nachdem Ökonomierat Dippe-Quedlinburg bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als erster mit ihr gearbeitet hatte.

Einen neuen entscheidenden Anstoß aber erhielt die Züchtung, als im Jahre 1900 die schon um 1865 von dem Augustinermönch Gregor Mendel gefundenen Gesetzmäßigkeiten der Vererbung von den Botanikern C. Correns, H. de Vries und E. v. Tschermak wiederentdeckt wurden. Auf diesen Gesetzen fußt die weit verbreitete Kombinationszüchtung, in der Kreuzungen mit einem fest umrissenen Zuchtziel durchgeführt werden, um mehrere gute Eigenschaften, die bisher in verschiedenen Rassen vorkamen, in einer neuen Rasse zu vereinigen.

Haben wir uns bisher kurz mit den Methoden vertraut gemacht, die in der Pflanzenzüchtung angewendet werden, so gilt es nun, zu untersuchen, welche Probleme heute im Vordergrund stehen und welche Bedeutung eine zielbewußte Verbesserung unserer Kulturpflanzen für die eigene Volkswirtschaft hat. Die deutsche Pflanzenzüchtung hat bei der Lösung der Aufgabe, den größten Teil des Bedarfs an landwirtschaftlichen Produkten im eigenen Lande zu erzeugen, verschiedene Wege zu beschreiten.

Im Jahre 1930 und 1931 wurden für die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse rund drei Milliarden Mark pro Jahr ausgegeben. Für diese Summe wurden Erzeugnisse gekauft, die im eigenen Lande teils nicht in genügender Menge, teils in nicht ausreichender Qualität hergestellt wurden. Diese beiden Tatsachen zeichnen bereits das Ziel vor, das es bei der Züchtung zu erreichen gilt. Die Verbesserung der in Deutschland angebauten Kulturpflanzen wird einmal in der Züchtung auf höheren Ertrag, zum anderen in der Züchtung auf bessere Beschaffenheit beruhen. Dabei kann die Züchtung auf Ertrag wiederum auf zweierlei Weise erreicht werden. Einmal kann die Steigerung der pro Flächeneinheit erzielten Menge darauf beruhen, daß Formen gezüchtet werden, die auf Grund ihrer erblichen Veranlagung höhere Erträge hervorbringen. Wir können uns z. B. eine Getreidesorte herstellen, die zwar dieselbe Zahl von Körnern pro Ähre enthält, aber größere und schwerere Körner mit hohem Klebergehalt hat, oder eine Kartoffelsorte, die pro Staude dieselbe Zahl von Knollen, aber größere und schwerere Knollen mit hohem Stärkegehalt trägt. Zum anderen ist die Steigerung der Menge dadurch zu erreichen, daß neue Rassen gezüchtet werden, die gegen bestimmte parasitäre Krankheiten, für welche die meisten unserer hochgezüchteten Kulturpflanzen sehr empfänglich sind, widerstandsfähig bleiben und auf diese Weise den Ertrag mittelbar erhöhen. Die letztgenannte Art der Züchtung, die Resistenzzüchtung, spielt in der modernen Pflanzenzüchtung aller Länder wohl die Hauptrolle, da jährlich ungeheure Mengen durch parasitäre Krankheiten vernichtet und Unsummen zu ihrer Bekämpfung ausgegeben werden.

Zu den beiden Grundproblemen der Pflanzenzüchtung, Verbesserung von Menge und Beschaffenheit, gesellt sich noch ein Drittes, das heute wohl nur in großen Instituten, die mit staatlicher Unterstützung arbeiten, bearbeitet werden kann. Jede Art der Erzeugungssteigerung birgt die Gefahr der Übererzeugung in sich, und die Entwicklung der Landwirtschaft in der Nachkriegszeit hat deutlich gelehrt, daß wir in einzelnen Betriebszweigen, z. B. im Brotgetreide- und im Zuckerrübenbau, zeitweise eine Erzeugung aufwiesen, die den Bedarf im Inland weit überstieg. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Anbau dieser Früchte einzuschränken und die hierdurch freiwerdenden Flächen mit Pflanzen zu besetzen, an deren spezifischen Erzeugnissen Bedarf vorhanden ist. In Betracht sind dabei einmal Kulturpflanzen zu ziehen, deren Züchtung infolge des starken Wettbewerbs des Auslandes völlig vernachlässigt wurde, weil die heute vorhandenen Rassen an andere klimatische Bedingungen angepaßt sind, oder sogar Pflanzen, die bis jetzt niemals in Kultur genommen wurden, die aber Rohstoffe enthalten, die bisher vom Ausland eingeführt wurden.

Der Dienst an der Pflanze, d. h. die Art und die Dringlichkeit der züchterischen Bearbeitung, richtet sich nun im wesentlichen danach, welche Rohstoffe sie liefert. Züchterische Maßnahmen haben also vor allem an den Pflanzen einzusetzen, deren Produkte in großem Umfang vom Ausland eingeführt werden. Sie werden dann sichtbar Dienst am Volke tun.

III.

Für die deutsche Landwirtschaft hat die Pflanzenzüchtung zwei Aufgaben an erster Stelle zu lösen: die Schaffung neuer Eiweißfuttermittel und die Züchtung von Fettpflanzen, die einen rentablen Anbau gewährleisten. Beide Erzeugnisse sind bisher vom Ausland in großer Menge eingeführt worden. Deutschland hat in den letzten Jahren jährlich für etwa 250 Millionen Mark Eiweißfuttermittel eingeführt. Das Problem der Eiweißbeschaffung ist heute praktisch gelöst durch die Arbeiten des Kaiser-Wilhelm-Institutes in Müncheberg. Es gelang dort vor einigen Jahren, aus verschiedenen Lupinenarten, die von Natur aus bitter und giftig sind, neue Rassen zu züchten, die den Bitterstoff nicht mehr enthalten und die von allen Tieren gern

geessen werden. Diese alkaloidfreien Lupinen sind in den letzten Jahren stark vermehrt worden, sie werden voraussichtlich im nächsten Jahr in großen Mengen in den Handel kommen. Der volkswirtschaftliche Nutzen einer solchen Züchtung ist wohl aus dem oben Gesagten ohne weiteres ersichtlich. Darüber hinaus wird die alkaloidfreie Lupine dazu beitragen, die bäuerlichen Wirtschaften, die ja in erster Linie der Volkswirtschaft tierische Produkte liefern, auf eine weit höhere Stufe der Erzeugung zu stellen, als dies bisher der Fall war. Auch diejenigen Wirtschaften, die über leichte Böden verfügen, können alkaloidfreie Lupinen anbauen, ihren Viehbestand vermehren und durch die erhöhte Düngerproduktion auch eine Steigerung der Erträge anderer Früchte erzielen.

Auch die zweite für die Landwirtschaft außerordentlich wichtige Frage der Fett Herstellung im Inland wird sich voraussichtlich mit Hilfe bestimmter Leguminosenarten durchführen lassen. Neue Untersuchungen in Müncheberg haben gezeigt, daß einige bisher überhaupt nicht in Kultur genommene Leguminosen einen sehr hohen Fettgehalt, etwa 16–18 Prozent, haben. Ihre züchterische Bearbeitung, die heute allerdings erst in den Anfängen steht, wird sicher in absehbarer Zeit die Einfuhr an Soja vermindern und schließlich ganz überflüssig machen. Die große Bedeutung dieser Züchtung wird wohl am besten deutlich, wenn man bedenkt, daß von uns im Jahre 1930 für pflanzliche Öle und Fette, für Ölsaaten und Ölfrüchte etwa 700 Millionen Mark ausgegeben wurden.

Der stärkere Anbau von Eiweiß- und Fettpflanzen wird notwendigerweise dazu beitragen, die Anbaufläche für andere Pflanzen zu vermindern. Damit kann einmal die Erzeugung derjenigen Produkte, die wir bereits im eigenen Lande zu viel erzeugen, ohne große Schwierigkeiten eingeschränkt werden, zum anderen aber ergeben sich aus dem Mangel an Anbaufläche weitgehende Folgerungen für die Pflanzenzüchtung. Die Fläche, die in Deutschland für eine bestimmte Frucht, z. B. für die Kartoffel, jährlich zur Verfügung stehen muß, richtet sich bei der Annahme einer Durchschnittsernte in dem einzelnen landwirtschaftlichen Betrieb zunächst nach Boden, Fruchtfolge und Verwertungsmöglichkeit, im ganzen Reiche mehr oder weniger nach dem Gesamtbedarf an Kartoffeln für die menschliche und tierische Ernährung. Die Anbaufläche für alle Früchte muß aber heute noch übermäßig groß sein, weil jährlich große Mengen von Früchten durch den Befall von parasitären Krankheiten und durch das Einsetzen ungünstiger Witterungsverhältnisse vernichtet, bzw. die jungen Pflanzen schon in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Die Erträge für alle unsere Kulturpflanzen sind aus diesem Grunde also schwankend und unsicher, und wir müssen bestrebt sein, sie auf züchterischem Wege zu sichern, um damit die gesamte Ernte mittelbar zu erhöhen und die Anbaufläche zu vermindern. Es wurde schon vorhin auf die große Bedeutung der Resistenzzüchtung hingewiesen, und es gibt neben dem Eiweiß- und Fettproblem wohl kein Gebiet, dem größere Bedeutung zukäme.

An einigen Beispielen mag dies näher erläutert werden. Der deutsche Kartoffelbau erfährt jährlich durch den Erreger der Kraut- und Knollenfäule *Phytophthora infestans* und durch den Eintritt von Spät- bzw. Frühfrösten Verluste von vielen Millionen Zentnern. Aufgabe der Züchtung ist die Schaffung phytophthora- und frostwiderstandsfähiger Kartoffeln. Möglich wird die Lösung dieser Aufgabe durch die Kombinationszüchtung, bei der frostharte und phytophthoraresistente südamerikanische Kartoffeln von der Hochebene Boliviens mit unseren anfälligen Kultursorten gekreuzt, und in deren Nachkommenschaft die Formen ausgelesen werden, welche die gewünschten Eigenschaften zeigen.

Ganz ähnlich liegt das züchterische Problem in der Rebzüchtung. Die katastrophale Lage des deutschen Weinbauern hat ihre Ursache in den außerordentlich hohen Mitteln — es sind jährlich etwa 50 Millionen Mark — die für die Bekämpfung von zwei Schädlingen, der Reblaus und dem falschen Mehltau *Peronospora*, heute noch aufgewendet werden müssen. Auch hier hat das Müncheberger Institut eingegriffen. Es

gibt in Nordamerika Nebenarten, die widerstandsfähiger gegen die genannten Schädlinge sind, die aber eine sehr schlechte Beerenqualität haben. Die Entelgeneration aus der Kreuzung zwischen amerikanischen Wild- und europäischen Kulturreben wird in Müncheberg in jährlich etwa 7 Millionen Sämlingen mit Hilfe künstlicher Infektionsmethoden auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen Meltau und Reblaus geprüft. Die wenigen Überlebenden werden dann am Rhein einer Qualitätsprüfung unterzogen, bis die ideale Pflanze, die Resistenz und Qualität in sich vereinigt, gefunden sein wird.

In hohem Maße werden auch die Erträge unserer anderen Obstsorten durch Schädlinge beeinflusst. Außerdem haben die meisten deutschen Obstsorten eine sehr schlechte Lagerungsfähigkeit, so daß sie schon zu einer Zeit angeboten werden müssen, in welcher der einheimische Markt von frühreifenden Sorten und anderen Obstsorten überfüllt ist. In den Zeiten des Hauptbedarfs sind wir auf die Einfuhr vornehmlich aus Italien und Amerika angewiesen. Hinzu kommt, daß jedes Obst weniger nach dem Geschmack als nach dem Aussehen gekauft wird, und hier waren die amerikanischen Obstsorten trotz ihres weniger guten Geschmacks stets den deutschen überlegen.

In der Gemüsezüchtung liegen die Verhältnisse ähnlich. Lagerungsfähigkeit und Frühreife sind die züchterischen Probleme, deren Lösung die Einfuhr von Frühgemüse im wesentlichen unterbinden wird, die im Jahre 1930 rund 100 Millionen Mark betrug.

Die wenigen Beispiele zeigen wohl, wie außerordentlich groß der volkswirtschaftliche Nutzen der Pflanzenzüchtung ist, wenn mit den Erkenntnissen der Vererbungs-wissenschaft eine Verbesserung der schon vorhandenen Kulturpflanzen vorgenommen wird. Es wurde schon erwähnt, daß noch ein dritter Weg für die Züchtung besteht, Dienst am Volke zu tun. Man kann versuchen, Pflanzen in Kultur zu nehmen und in ihrer Leistungsfähigkeit zu steigern, die bisher Unkraut waren, die noch niemals durch die auswählende Hand des Landwirts gegangen sind. Vorarbeiten in verschiedener Richtung sind auch mit derartigen Pflanzen in Müncheberg im Gange. Vielleicht werden wir in absehbarer Zeit billigeres nährstoffreiches Viehfutter erzeugen können als bisher, vielleicht werden wir bald Kautschuk und Fasern billig aus Unkrautpflanzen, die bisher kein Mensch beachtete, herstellen müssen.

IV.

Dienst an der Pflanze — züchterische Verbesserung unserer Kulturpflanzen aber bedeutet lange mühevollen Arbeit von Jahren unter Anwendung großer Mittel. In Deutschland haben viele Jahre hindurch Privatleute diese Mittel großzügig aufgebracht, und ihnen ist in erster Linie der hohe Stand der deutschen Pflanzenzucht zu danken. Sie haben durch ihre Arbeit im wahren Sinne Dienst am Volke getan. Die außerordentlich schlechte wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft verbietet heute vielen Züchtern die freie Entfaltung ihrer Kräfte, auch die Methoden der Züchtung sind schwieriger geworden, d. h. eine Auslese ist oft nur mit einem erheblichen Aufwand an technischen Hilfsmitteln und Kapital durchführbar. Die Zeit ist gekommen, wo der Staat die Wege für eine großzügige Weiterarbeit ebnen muß, indem er seine Institute und die private Pflanzenzüchtung in jeder Form unterstützt. Es handelt sich bei dieser Unterstützung nicht um die Förderung einzelner landwirtschaftlicher Betriebe, sondern die Züchtung neuer Futterpflanzen, die Verbesserung unserer Obst- und Gemüsearten dient in erster Linie der Stärkung des bäuerlichen Besitzes und des kleinen Siedlers als den Produzenten von tierischen und pflanzlichen Qualitätserzeugnissen und nicht zuletzt als dem Quell, aus dem jedem Volk neue Kräfte zufließen.

Weise wird daher die Regierung handeln, welche die Notwendigkeit der züchterischen Maßnahmen klar erkennt, und die sich der Tatsache bewußt ist, daß jede Leistungssteigerung auf züchterischem Gebiet, sei sie zunächst auch mit hohen Kosten verbunden, sich hundertfältig bezahlt macht. Allein dann wird Dienst an der Pflanze auch Dienst am Volke sein.



Phot. Scherl

Erwin Baur †
der große Züchtungsforscher

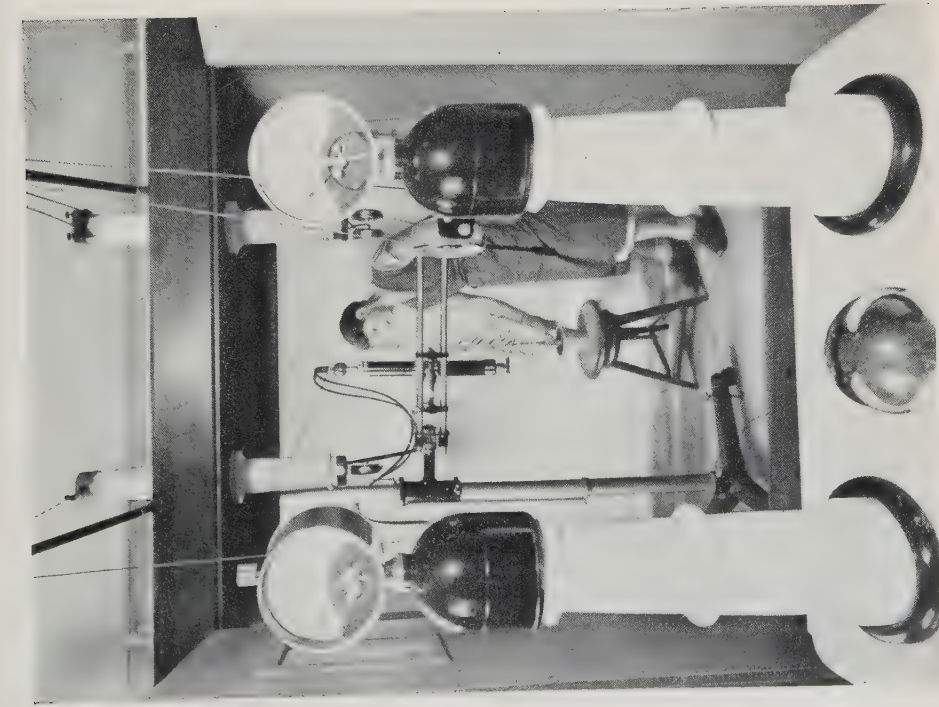
Aus dem Kaiser=Wilhelm=Institut für Züchtungsforschung
in Müncheberg



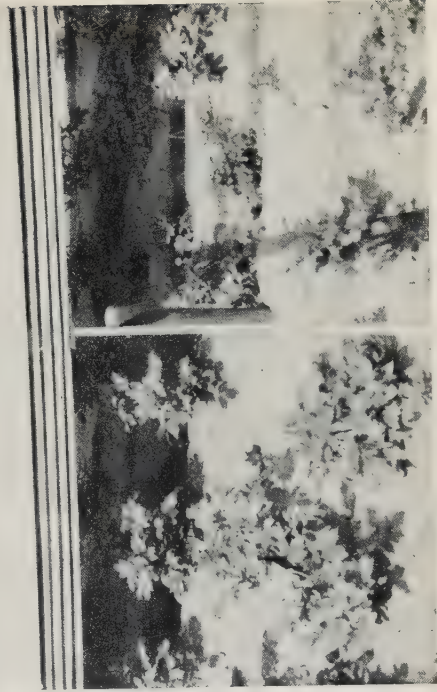
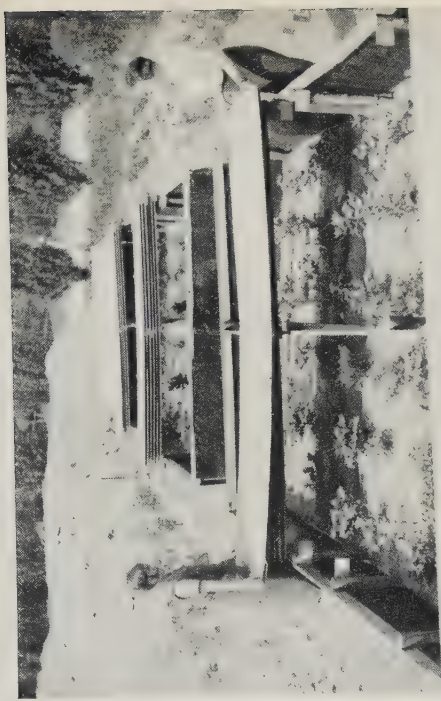
Wertvolle Kreuzungen edler Weinforten sind im Käfig gegen Spatenfraß geschützt



Verfuchsfeld mit nikotinfreiem Tabak



Durch Befstrahlung von Pflanzen mit
Röntgenstrahlen entfalten neue Raffan



Bei nur 12 Stunden Licht am Tage gedeihen Kartoffeln
südlicher Herkunft in der Mark so gut wie im Süden

Der Heimkehrer

Eine Geschichte aus Irland

An der Stelle, wo in Cork die Blarneygasse auf den Schuhmarkt stößt, stehen vier unheimlich aussehende Häuser, von den Umwohnern Stadtschlösser oder auch Quartiere genannt. Aber es wohnen keine Landjunker mehr darin, und ihre heutigen Insassen wechseln von einem Tage zum andern: Buchmacher, die zu den Rennen kommen und zwei Nächte bleiben, oder Viehhändler, die sich bloß den Markttag über aufhalten. Nur in guten Zeiten gibt ihnen eine Kolonne Rohlenlader, die morgens fortgehen und abends heimkommen, den Charakter einer Dauerwohnung, sonst hängt alles vom Zufall und von der Wirtschaftslage ab.

Das größte und auch das düsterste dieser vier Quartiere wird von einer Witwe geführt, der Häubchenkitty, weil sie über ihren dünnen Haaren ein Häubchen trägt, während doch alle andern Frauen ordentliche Tücher um ihre Köpfe binden. Die Leute spotten, daß die alte Kitty auch ihr bißchen Geld in diesem Häubchen aufbewahrt. Ihr Gesicht sieht herbe, fast säuerlich aus und ist klein und unbeweglich geworden von der jahrelangen schweren Arbeit. Sie muß auch höllisch aufpassen und hart sein. Wer wollte ihr wohl helfen, daß sie zurechtkommt? Das Geseß ganz gewiß nicht, und dann mag sie auch mit dem Geseß nichts zu tun haben; sie hat ihre eigene Hausordnung und ihr eigenes Gerichtsverfahren. Wenn sie gegen einen Mieter einen Verdacht hat, so wartet sie, bis er den Rücken dreht, dann gießt sie ein paar Eimer Wasser über sein Bett, und wenn er dann heimkommt und alles überschwemmt findet, so wäscht sie ruhig weiter an ihrem Waschtrog und hört nicht hin auf das Schimpfen und Fluchen.

Eines Winterabends, als sie von einer langen Besorgung zurückkam und über die große Vorhalle schlurfte, wunderte sie sich, daß die Rüchentür offenstand und der Herd hellerloh brannte. Und als sie die quietzende Tür vollends aufstieß, war sie noch mehr verwundert, wie sie in dem Halblight des Feuers einen Mann mit gebogenem Rücken und vornüberhängendem Kopfe fest eingeschlafen auf einem Stuhle fand. Sie trat vorsichtig auf den Fremden zu und sah in sein Gesicht: es war ganz braun — sie sah nach den Händen: sie waren teerfleckig und blaue Flaggen waren darauf tätowiert — doch am deutlichsten kennzeichneten sein Gewerbe die starken Falten des groben, blauen Anzuges, der vielleicht Wochen oder gar Monate lang zusammengedrückt zutiefst in einem Seemannssack gelegen hatte.

Sie schüttelte ihn: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie herein?“

Er grunzte, dann reckte er sich und stand auf, er schien tief geschlafen zu haben. Seine wasserhellen Augen sahen offensichtlich vergnügt in das Gesicht der Alten: „Nicht die Bohne habt Ihr Euch verändert, nicht die Bohne verändert.“

Sie blickte ungewiß zu ihm hinauf: „Ich kann nicht auf Ihren Namen kommen, ich weiß nicht, wo ich Sie hinstellen soll.“

Und weil ein Seemann überall zu Hause ist, so legte er seine langen knöchigen Arme um sie und zog sie näher zum brennenden Feuer: „Nicht die Bohne habt Ihr Euch verändert.“

„Ich kenne Sie doch gar nicht“, schnappte sie und suchte sich ihm zu entwinden.

„Na, wenn Ihr mich nicht mehr kennt, dann wird wohl keine Seele hier in Cork sein, die was von mir wissen will – Jim Daunt heiße ich.“

Eine Weile suchte sie in ihrem Gedächtnis, dann sagte sie gleichgiltig: „Wie lange willst du denn bleiben?“

„Auf jeden Fall bis halber zwölfe“, gab er gutgelaunt zurück.

„Wo liegt denn dein Schiff? Unten in Cobh?“

„Nä, in der Bucht liegt der Rasten, und vor Mitternacht muß ich an Bord sein.“

Die Alte machte ihm einen ganzen Tiegel Eier zurecht und schnitt einige Male rund ums Brot, doch schien's dem Seemann nicht zuviel zu sein. Sie sah ihm beim Essen zu: „Ist wohl schon lange her, daß es was zu essen gegeben hat?“

„Wenn Ihr mir das gestern gesagt hättet, so hätte ich Euch was anderes zur Antwort gegeben.“ Und da sie keinen Widerpart gab wie jemand, der gewohnt ist, sich die Menschen vom Leibe zu halten, fing er wieder an:

„Römisch, so lange war ich in der Fremde, und nicht die Bohne habe ich Heimweh gehabt bis gerade heute abend, wie ich hier auf diesem Stuhle gefessen.“

Sie glaubte ihm das aufs Wort, sie kannte die Seeleute: irgendein Dach, ein ähnlicher Name wirft sie manchmal um. Halb mitleidig meinte sie:

„Hast dich lange besonnen, bis du dich wieder hast sehen lassen, wie lange warst du denn fort?“

„Na, sechs Jahre können's wohl jetzt her sein.“

Ein Schlafbursche kam herein, den die Alte mit seinem Spitznamen Bruderherz vorstellte, und der Seemann wollte etwas zu trinken holen lassen. Aber die Häubchenkitty wollte nicht: dazu sei es noch Zeit, und dann komme Bruderherz gerade von der Arbeit und sei müde. Bruderherz gab ihr recht, bald werde aber der rechte Rumpan für einen kommen, der lange nicht an Land gewesen: „Nichts für ungut.“

Und wirklich kam bald einer, der aussah wie jemand, der sich manchen Wind um die Nase hat pfeifen lassen. Bruderherz besorgte die nötige Aufklärung, daß der Seemann nicht zum ersten Male in dem alten Hause sei, und daß sein Freund Lohnntag ihm gute Gesellschaft leisten würde, wie wenn sie schon lange bekannt wären. Der Seemann meinte, das höre man nicht oft von einem Fremden und täte ihm jetzt besonders wohl, wo er eben so gottverlassen wie nie in seinem Leben da auf dem Stuhle gefessen.

Wieder wollte er etwas zu trinken holen lassen, aber die Häubchenkitty schnitt abermals den Versuch ab: der Abend wäre noch lang genug, und außerdem sollte man doch auf Johnny warten.

Doch statt seiner flog Kate Sullivan herein und fragte, ob ihr Johnny nicht da sei.

„Wird schon kommen“, gaben Bruderherz und Lohnntag fast gleichzeitig zurück.

„Der heilige Jakobus soll den Kerl holen“, und mit diesem Fluch, den sie sich offenbar selbst zurechtgelegt hatte und der ihr das Ansehen von etwas Be-

sonderem gab, setzte sie sich zu den andern. Übrigens fiel sie nicht bloß durch ihren eigentümlichen Fluch auf: ihr Gesicht war braun wie reifes Korn, ihre Augen hellblau wie eine Wolke zur Erntezeit, sie schien keine Furcht zu kennen und wußte, daß sie Gewalt über die Männer hatte.

„Da ist eine gottverlassene Wasserratte, die gern etwas Gesellschaft haben möchte“, sagte Lohntag, und mit einer Stimme, in der ebensoviel Übermut wie Gutmütigkeit lag, meinte sie: „Gesellschaft soll man einem Menschen niemals abschlagen.“

Ihre Worte machten den Seemann ganz hilflos, und der unverschämte Zug auf seinem Gesicht verschwand unter dem Blick ihrer Augen. Sie schien ihn verhext zu haben, er sah aus wie ein Ringkämpfer, der so zugerichtet ist, daß er nicht mehr aufstehen kann. Die Unruhe, die einen Augenblick lang entstand, verlor sich in einen Wortwirbel, denn mit Kate Sullivan schwakte es sich gut. Sie konnte vielleicht einem über den Mund fahren, aber sie gehörte nicht zu denen, die immerfort auf ihrem Würdekissen sitzen und alle Lustigkeit sogleich abwürgen.

Es dauerte nicht lange, da kam Johnny, offensichtlich hatten sie sich gegenseitig gesucht. Der Seemann sah gleich, wie es um die beiden stand, aber mit dieser Erkenntnis kam ihm auch seine alte Dreistigkeit wieder, und er starrte Johnny an. Bruderherz wurde fortgeschickt, um etwas zum Trinken zu holen, und kam mit zwei guten Bekannten zurück: er habe es nicht übers Herz bringen können, sie allein in der Wirtschaft sitzen zu lassen.

Der Seemann trank blanken Whisky, seine Einsamkeit fing an von ihm abzufallen, er schien wieder der alte zu sein. Als Bruderherz seine Lieblingsgeschichte erzählte von dem Seemann, der von seinem Schiff durchgebrannt war und sich dann in seiner Trunkenheit wieder auf demselben Schiff anheuern ließ, da fiel ihm Jim Daunt mitten in die Rede, und in seinem Munde wurde jedes zahme Seemannsgarn zum aufpeitschenden Abenteuer. Beinahe ohne Unterlaß erzählte er Geschichte auf Geschichte: von einer Pfarrerstochter in Australien, die sich aus Liebe zu dem jungen Kapitän ins Schiff schmuggelte und der man jetzt bald in diesem, bald in jenem südamerikanischen Hafen begegnen könne, wo man sie überall als die australische Rose kenne — seine Stimme wurde ganz laut, als er prahlte, daß er sie selber schon getroffen habe. Er redete immer weiter, wie wenn er dafür bezahlt bekäme, und seine Augen wanderten beständig von einem Gesicht zum andern. Er neckte Bruderherz, daß er nichts vertrüge, und machte sich lustig über Lohntags Schwächen, doch seine Lustigkeit riß nicht fort, und man roch schon verbrannten Braten, als er versuchte, das Liebespaar gegeneinander aufzubringen. Man sah auch in Kates Augen, daß ihre Gedanken Irrwege gingen: ihr Johnny wäre selber gern auf See gegangen, sagte sie, aber das Wasser war zu naß und das Schürzenband der Mutter zu kurz, er habe nicht in Salzwasser eingepökelt werden wollen — beim heiligen Jakobus, sie würde sich nichts daraus gemacht haben, wenn er ordentlich Seewasser geschluckt hätte.

Der Seemann fragte sie dann, was sie machen würde, wenn Johnny mit einem anderen Mädchen gehen würde. Da lachte sie laut auf und bog sich ordentlich vor Lachen über diese Vorstellung, und alle lachten unbehaglich mit. Johnny war jetzt die Zielscheibe für allen Spott, er saß neben Kate und sah mit saurem Gesicht in sein halbvolltes Glas, aber nach einem ordentlichen Schluck streckte ihm der Seemann seine Hand hin: „Nichts für ungut, Spaß muß sein.“ Er kümmerte sich indes nicht darum, ob Johnny die Hand nahm oder nicht, sondern lenkte geschickt ab: „Gieß uns allen nochmal ein!“ Johnny wollte kein Spielverderber

sein, erhob sich und holte die Kanne. Flugs sprang der Seemann auf und setzte sich auf den leeren Platz neben dem Mädchen, und als Johnny sich umdrehte und verwundert den Seemann dort sitzen sah, da flogen Lachschreie und Spottreden über ihn her wie faule Eier. In seiner Wut warf er die Kanne auf den Boden, und seine Stimme überschrie das Lachen: „Steh auf oder ich helfe dir!“

In die plötzliche erwartungsvolle Stille brach die Stimme des Seemanns: „Ganz gemütlicher Abend heute, nicht wahr, Miß Sullivan?“

„Aufstehen, sage ich“, schrie Johnny.

„Wirklich, einen so schönen Abend habe ich lange nicht erlebt, Miß Kate.“

„Wirst du wohl jetzt aufstehen oder nicht.“

Die Augen des Mädchens glänzten vor Freude über die Wut ihres Liebhabers.

„Was, du willst nicht?“ und Johnnys Hand klatschte über das Gesicht seines Nebenbuhlers.

Mit einem Satz sprang der Seemann auf und fing an, das bekannte Matrosenlied „Ranzo, der Seemann“ zu brüllen, und jedesmal, wenn der Rehrreim kam „Ranzo, vorwärts, Ranzo“, wobei zum Segelhissen die Taue angerudt werden, da strich er mit seiner Faust über seines Landsmannes Gesicht und Brust, wo und wie er gerade traf.

Die Gesellschaft sah, wie der Seemann mit Johnny spielte, und alle wurden lustig und sangen mit:

„Der Räpden war ein schlechter Hund, Ranzo, vorwärts, Ranzo.“

„Der Bootsmann war ein braver Kerl, Ranzo, vorwärts, Ranzo.“ Mittlerweile wurde der Seemann wilder und unvorsichtiger, Johnny bekam sich wieder in Gewalt, stand einen Augenblick starr da, machte einen mächtigen Anlauf, und sein Hieb saß voll auf des Seemanns Gesicht. Sang und Tanz hörten mit einem Male auf, der Seemann machte wieder Ernst, und regelrecht trieb er Johnny in den Lichtschein des Herdfeuers. In der Stube war es mit einem Male ganz still, die beiden schienen um ihr Leben zu kämpfen, sie keuchten, und ihre Schuhsohlen kratzten auf dem Fußboden. Kate sprang auf die Kämpfenden zu, aber keiner hörte auf sie.

Plötzlich hörte man draußen in der Halle Tritte, und Bruderherz zischte „Polizei“. Bei diesem Worte wurde des Seemanns Gesicht ganz weiß, und er wandte sich mit halber Drehung zur Tür. Johnny hatte die Warnung nicht gehört und trommelte weiter rechts und links auf seinen Gegner ein. „Aufhören“, keuchte der Seemann und starrte nach der Tür, aber Johnny verstand nichts von alledem und schrie nur: „Weiter, weiter, komm nur her!“

Die andern drängten sich zu einem Haufen zusammen und sahen ängstlich nach der Tür: aber es war nur der Maurer Mulcahy, der seinen Kopf hereinsteckte. Im nächsten Augenblick tanzte der Seemann wieder um Johnny und sang: „Er gab ihm fünfundzwanzig, Ranzo, vorwärts, Ranzo.“ Bald hatte er seinen Gegner in eine Ecke getrieben, wo er ihn solange bearbeitete, bis ihm das Blut aus der Nase stürzte. Endlich ließ er von seinem Gegner ab und meinte versöhnlich: „Boxen tut er nicht schlecht.“ Kate trocknete ihren Johnny mit dem Taschentuch ab und dachte im stillen, daß sie ihn nicht hergeben würde, nicht für alle wetterbraunen Matrosen der ganzen Welt.

Es war nun hohe Zeit geworden für den Seemann, wenn er noch vor Mitternacht auf seinem Schiff sein wollte, allein wie um noch das Ende einer Geschichte zu hören, tappte er auf seinen Gegner zu, um einen Witz über dessen blutige Nase zu machen. Aber er wartete etwas zu lange damit, und Lohnntag hatte schon seine Geschichte angefangen, die er immer erzählte, wenn er sein

Teil getrunken hatte: „— — — da lag der Poseidon vor Anker, und als die Sonne aufging, da schwemmte die Flut ein Weibsbild heran, und ihr hellblondes Haar lag ausgebreitet auf dem Wasser. Wir holten sie ins Boot, und es war wirklich das schönste Weib, das ich in meinem ganzen Leben gesehen, und die andern mußten mir versprechen, nichts von alldem zu erzählen und die Leiche auf die Brandwiese zu tragen, wo wir ihr ein christliches Begräbniß geben wollten. Aber die Burschen hatten Angst vor den Gerichten, und als die Polizei kam, da war die erste Frage des Wachtmeisters: „Was können Sie über die Tote aussagen?“ Weinerlich wiederholte Lohntag die Frage, und der Seemann leuchte mit einer seltsamen Stimme, daß alle auf die Geschichte vergaßen: „War das alles, was der Wachtmeister fragte?“ Seine Zähne knirschten aufeinander, sein Genick trock zusammen, sein Gesicht erschien wie aus Holz gehackt, und seine Augen hatten etwas ganz Starres. Dann reckte er sich auf, und in einem Tonfall, der keinen Widerspruch und keine Frage mehr zuließ, sagte er: „Gute Nacht — nun komme ich doch zu spät.“ Er streckte mit einer hastigen unvermittelten Bewegung seine Hand nach Kate Sullivan aus, ohne sie oder einen andern anzusehen, doch sie nahm die Hand nicht, sondern sah Johnny an, der wieder neben ihr saß.

Als der Seemann gegangen war, schüttelte die alte Häubchenkitty den Kopf: „Wenn ich bloß wüßte, was der Kerl in meinem Hause gewollt hat?“ Aber niemand sagte ein Wort, nur das Streichholz kreischte, mit dem sich Bruderherz die Pfeife ansteckte. „Ich möchte bloß wissen, warum er hereingekommen ist“, begann die Alte wieder und zündete ein Kerzenlicht an zum Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen sei, und um noch deutlicher zu sein, setzte sie hinzu: „Er hat gesagt, daß er hier fest geschlafen habe, aber so wahr ich hier stehe, hat er so wenig geschlafen wie ich.“ — Und Kate Sullivan meinte beim Fortgehen: „Ich hätte mich lieber gar nicht um ihn kümmern sollen.“

So viel hat sich herausgestellt, daß der Seemann den Weg nach dem Wasser hinuntergestapft und auch auf sein Schiff gekommen ist. Auf Deck ist er dann ein paar Male hin und her gerannt, aber was weiter geschehen ist, wird wohl niemals aufgeklärt werden. Am andern Tage lag das Schiff noch immer da, und an der Hafenmauer waren zwei Tote angeschwemmt: der eine war der Zweite Steuermann des Schiffes und hatte einen Messerstich in der Brust und einen im Rücken, der andere Tote war der Matrose Jim Daunt, aber es waren an ihm keine Verletzungen noch Kampfes Spuren zu sehen. Nur von ihren Taschenuhren konnte man ablesen, daß der eine Tote ein paar Stunden länger im Wasser gelegen hatte als der andere.

Lohntag meinte, er habe auf dem Schiffe jemand fragen hören: „Können Sie etwas über den Toten aussagen?“ Doch Bruderherz hielt das für Einbildung. Johnny sagte, sie könnten alle nur froh sein, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist. Nur die Häubchenkitty hörte nicht auf zu fragen, ob ihn auch wirklich das Heimweh in ihr Haus getrieben oder ob er nicht bloß seine Spur habe verbergen wollen, aber sie machte Kate Sullivan doch Vorwürfe, daß sie ihm nicht zum Abschied die Hand gegeben.

Berechtigte Übertragung von Joseph Grabisch.

R. P.

Volk ohne Recht

Der Roman einer deutschen Volksgruppe

Josef Ponten hat einen dankenswerten Plan zum großen Teil schon in die Tat umgesetzt, Leben und Schicksal der Wolgadeutschen in einer großen Romantrilogie dem Gesamtvolke nahezubringen. Der starkleibige Band „Volk auf dem Wege“ verheißt Bedeutsames. Vorerst steht aber hier der letzte Band noch aus, so daß Endgültiges noch nicht vorliegt. Auch Meschendorfers „Stadt im Osten“ konnte das nicht werden, was uns seit langen Jahren als das Ziel volksdeutscher Dichtung vorschwebt. Das Buch ist zu persönlich und wirkt gelegentlich doch fast wie ein Schlüsselroman und bleibt deshalb noch provinziell.

Nun tritt ein neuer Siebenbürger Dichter auf den Plan, Erwin Wittstock, dem in seinem großen Roman „Brüder, nimm die Brüder mit“ (München, Albert Langen-Georg Müller) die Erfüllung gelang. Wir dürfen diesen Roman wegen seiner Allgemeingültigkeit neben den größten deutschen Roman der Nachkriegszeit, Hans Grimms „Volk ohne Raum“, stellen und freuen uns der Möglichkeit solcher Rang-erhöhung volksdeutscher Dichtung von Herzen. Denn hier ist die Provinzialität bisheriger auslanddeutscher Dichtung überwunden, die Allgemeingültigkeit erreicht und gesamtdeutsches Schicksal geformt. Hier schreibt einer, der vom Leben und der Wirklichkeit seiner Volksgruppe selber herkommt und nicht mehr irgendwie von der Literatur. So gelang ihm volksdeutsche Dichtung. Hier ist in keiner Weise mehr ein Schlüsselroman, im Gegenteil geht die Hauptfabel des Buches von einem unmöglichen Fall aus. Wenn man nur den Fall als möglich unterstellen wollte, daß ein Siebenbürger Mädchen aus angesehenstem sächsischen Hause von einem – auch noch so scharmanten – Rechtsanwalt ungarischer Nationalität ein ledig Kind bezöge, so würde man unter Siebenbürger Sachsen wohl einige seiner Knochen zum mindesten riskieren. Auf diese Weise – und das ist klug, ist aber auch dichterisch – kann Wittstock in der dichterischen Wirklichkeit frei schalten und alles sagen, was zu sagen ist.

Das Buch hat ausgesprochen Atmosphäre. Wittstock ist naturnah und naturverbunden, in ihm lebt die Landschaft, in ihm lebt der Boden, ohne daß er ausgesprochen und betont das Klischee „Blut und Boden“ zu bemühen brauchte.

„Nicht nur die Straßen haben oft einen eigenen, spürbaren Geist, sondern auch Landstriche, ja ganze Länder. Wo auf dem Dorf das Leben blutwarm dahinzieht, ist Blüte und Welken nahe, und Mann und Frau und Vieh und Kind umspinnt ein altes Lied mit klaren Melodien, und was zwischen Verheißung und Erfüllung liegt, darf das feine Ohr hören und die ewige Freude mit dem braunen Frieden der Tiefe versöhnen. Es ist ein ungemein kluges Glück, das hier überall waltet, und wo es durch Geist und Pflicht zur Klugheit immer mehr genötigt wird, da mögen die Stuben noch reiner und heller scheinen, aber auch der Schwächere ist nicht so schwach, als daß der Duft des Roggens ihm nicht neue Kräfte gäbe und die Liebe zu seinen Kindern und der Stolz vor sich selbst und andern.“

Wer solche Worte findet, der hat seine Landschaft erlebt, Wittstock läßt seine Erzählung von Typen tragen, der Bauer, die Bäuerin, die Dorfschöne, der Anwalt,

der Geistliche auf Siebenbürger Seite, auf rumänischer Seite der Richter, der Räuber, der Gefängniswärter, der Falschmünzer; das sind Typen, aber jeder Typus wird unter Wittstods Händen zur blutvollen Persönlichkeit. Die Handlung von bunter Vielfältigkeit und Verschlungenheit, die sehr schön immer wieder Verstrickungen des Lebens und der Einzelnen knüpft und löst, wird durch ihren dichterischen Gehalt allein bestehen können. Aber wichtiger ist etwas anderes: daß diese Handlung Schicksal einer deutschen Volksgruppe trägt, das gestaltete Wirklichkeit ist, und die Kunde von diesem Schicksal auf dem einzig möglichen Wege, dem der Dichtung, also dem indirekten Wege, zur erschütternden Auswirkung bringt. Hier ist ein furchtbares Unrecht der Nachkriegsgeschichte, der Bodenraub am deutschen Volke, in einem Staate Hauptgegenstand der Dichtung, und dieser eine Fall erhebt sich zur traurigen Wirklichkeit fast aller deutschen Stämme, die unter neue Herrschaft durch die Pariser Vorortverträge gekommen sind.

Bekanntlich enteigneten die Rumänen, wie schlimmer noch die baltischen Randstaaten und Polen es taten, wie die Tschechen es zu üben pflegen und andere Staatsvölker, auf „gesetzlichem Wege“ unendliche Räume, die Fleiß und Blut deutscher Menschen, die frühere Herrscher selbst ins Land gerufen hatten, der Kultur erschlossen haben. Hier steht im Mittelpunkt der Prozeß um den Siebenrichter-Wald, der — durch ehrenvolle Urkunden den Siebenbürger Sachsen verliehen und immer wieder bestätigt — mit seinen Erträgen das wirtschaftliche Rückgrat der kulturellen Einrichtungen der Sachsen bildete. Aus den Akten, den Schriftsätzen der Anwälte zu diesem Streit, der zu ungunsten der Sachsen und des Rechts ausging, ist vieles abgedruckt. Das ist im allgemeinen keine sonderlich lockende Lektüre, aber hier werden Akten Geschichte, die mit dem Blute der Siebenbürger Sachsen geschrieben ist.

Wittstock ist — und auch hier zeigt sich die Überwindung jeder Provinzialität — ganz fern von der Pose, der Übertreibung und dem Selbstlob des eignen Stammes. Er sieht diese Spielart des deutschen Menschen, der auch das Reich auf allen Gebieten wertvolle Menschen von höchster Leistung verdankt, ganz unpathetisch „Ältestes bewahrt mit Treue“ und schicksalsmäßig gewachsene Züge aus der neuen Umwelt eines deutschen Stammes, der auf dem Balkan seine Heimat fand. Da sind die Bauern — eine prachtvolle Figur der alte Frauenz — deutsch, echte Bauern und Bewohner des Balkans, da sind die Städter, die alten starr, getreu dem alten Recht, mit dessen Bruch ihr Leben selbst zerbricht. Da sind die Jüngeren, die Fortsetzer der Tradition, aber mit einem lebenswürdigen Einschlag von Boheme, Kaffeehaus und Zigeunermusik, der in ruhigeren Zeiten wohl dazu hätte führen können, daß der Stamm an Lebenskraft verlor. In diesen Zeiten aber wird der Einfluß der Umwelt zu einer Kraftvermehrung. Denn jetzt heißt das Erbgut, für die Selbstbewahrung auch mit den Lebensformen der Umwelt für das alte Recht zu kämpfen, und wirksamer als die Alten es konnten.

Das Staatsvolk, die Rumänen, hat Wittstock ganz aus der Nähe gesehen. Er schildert sie in dichterischer Unbefangenheit. Neben den Schergen, die das Unrecht, das Rechtsform annahm, vollstreckten, stehen andere Rumänen, denen man nach der Lektüre durchaus mit Zuneigung gegenübertritt. Hier ist keine Übertreibung, Figuren wie der prachtvolle Räuber Niculiza, erinnern unmittelbar an Panait Istrati. Eine der gelungensten Personen der Handlung ist der rumänische Professor Petrescu, ein Falschmünzer und Betrüger von hohen Graden, dem man aber irgendwo seine Sympathie durchaus nicht versagen kann. Wittstock hat, wie die meisten unserer Auslandsdeutschen, die Fähigkeit, das Dasein ohne Sentimentalität zu sehen. So nimmt er als gegeben hin, daß die Willkür herrscht, aber nicht wie in Rußland gemildert durch Korruption, sondern die Korruption ist sozusagen staatliche Einrichtung. Aber wenn man sie nun einmal im Volke als schicksalgegeben hinnimmt, dann sieht man auch

die Tüchtigkeit, den Fleiß und die Geschicklichkeit, mit der die Menschen dieses Landstriches ihre Pflicht zu tun wissen, und wie der Staatsapparat richtig laufen kann, auch wenn der Triebstoff das Öl der Korruption ist.

Gewiß, man soll das Dasein als solches nicht so furchtbar wichtig nehmen, aber Recht bleibt Recht und Unrecht Unrecht. Es steht in dem Buche ein furchtbares Wort: „Es wird wie in der Gefangenschaft, als der Flecktyphus kam, wo man wehrlos war . . . Und es ist eine große Schande, ein kleines Volk und wehrlos zu sein.“

Aber wenn auch die alte Generation zerbricht, so weiß die neue, daß die deutsche Sachlichkeit der früheren Jahre heute heißt: „Es ist sachlich, loszufahren auch mit Keulenschlägen, wenn die Sache es gebietet.“ Es wäre das gerade Gegenteil, sich dann zurückzuhalten, und die Gebote der Form werden übertreten, sobald es ans Leben geht. Hier wird ein innerer Kampf ausgefochten, aber unter dem Gesichtspunkt, daß das ureigenste Gesetz befolgt werden muß, auch wenn man fremder Formen sich bedient.

Unter dem wundervollen Bilde des Goethegedichts von dem Felsenquell, „Bruder, nimm die Brüder von der Ebene, nimm die Brüder von den Bergen mit, zu deinem Vater mit“, erschließt sich die Schicksalsverbundenheit aller deutschen Menschen. Für sie gibt es nur eine Aufgabe, die der Mühe wert ist, heute als Deutsche zu leiden: die Verlebendigung der Volksgemeinschaft durch den lebendigen preußischen Geist. Und da übernimmt der Deutsche auch in der balkanischen Umwelt die Erkenntnis von der staatsbildenden Kraft dieses Geistes mit seiner ganzen Brutalität messerscharfer Ethik gegen sich selbst und andere.

Das Schicksal vollendet sich. Auch die deutschen Bauern werden enteignet, so daß sie auf der Väter Scholle nicht mehr leben können. Wie ein Sinnbild für alle deutschen Menschen in gleicher Lage macht sich der Bauer Kristan dann wieder auf. „So ziehen sie dahin. Sie haben ein Kind bei sich, vier Pferde, einige volle Säcke und eine von jenen gotischen Dachtruhen, wie sie in den Bauernhäusern noch manchmal zu finden sind, eine Truhe, die vor achthundert Jahren die Väter aus der Urheimat, so wie sie heute hiersteht, mitbrachten. Sie fahren in eine Gegend, die sie nicht weiter kennen, aber der Boden soll dort billig und fruchtbar sein. Achthundert Jahre war ihr Geschlecht an einem Orte sesshaft, sie waren Bauern, die sich nicht von ihrem Lande rühren. Nun beginnen sie dort, wo ihr Geschlecht damals begann. Vieles ist ungewiß, und die Wagenleiter klappern. Manchmal schnauben die Pferde; aber die Kräfte der klaren Nacht sind gut, und der reine Odem der Steine, Äcker, Bäche und Wälder quillt ringsum auf und strömt um die einsam dahinfahrenden Kolonisten.“

So ziehen sie dahin, und in dem Gesamtvolke wird der Wunsch lebendig, daß es ihnen gehen möge wie in der wunderbaren alten Erzählung von dem Bauer Simson mit dem gewaltigen Herzen: das Herz unseres Herrgotts dröhne in ihnen!

Literarische Rundschau

Der einsame Feldherr

Die Wahrheit über Verdun

Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Und vielleicht ist er auch der Vater des Friedens. Aber der Friede ist für den Sieger etwas anderes wie für den Besiegten. Der Sieger hat den Erfolg. Er ist satt. Er will sich ausruhen. Er will bewahren und halten. Aber der Erfolg ist eine verheulichte und gefährliche Sache. Er muß ja ausgewertet werden. Er muß Früchte tragen. Sonst verpufft er sinnlos ins Leere. So macht der Sieger Beute. Aber wo steckt da der Sinn? Für hunderttausend Tote eine Milliarde Goldstücke? Und für eine Million Tote zehn Milliarden Goldstücke? Ein schändlicher Bruch! Die graufige Lächerlichkeit dieser Mathematik der Konferenzhyänen ist wirklich das Nessushorn, das den Stolz des Siegers bei lebendigem Leibe zerfrisst.

So sehen wir, daß in der Kriegsliteratur der Siegerländer nur wenige Werke erschienen sind, die uns etwas angehen. Und sie alle sind von jener skeptischen Gelassenheit, die ein Merkmal jedes guten Soldaten jeder Nation ist. Er sieht die Schrecken des Krieges aus der Nähe. Den Sinn des Ganzen kann der Soldat nicht herausfinden. Nur im Gefühl ist er sicher, daß ein Sinn dahintersteckt. Und dieses vage, flackernde, verlöschende, aufflammende Gefühl, das ist die treibende Kraft der Zähigkeit und Tapferkeit ganzer Völker. Und dieses vage, flackernde Gefühl ist das Potential, mit dem der Feldherr rechnen muß.

Die geistige Auseinandersetzung mit dem Krieg bei uns stößt von Jahr zu Jahr in tiefere Schichten vor. Tatsächlich ist ja alles, was heute bei uns geschieht, eine unmittelbare Folge der Niederlage. Und die Erbitterung, mit der in diesem Lande gekämpft wird nicht um Geld und Wohlstand, sondern um Ideen, die ist, welche Resultate dabei auch erreicht oder nicht erreicht werden, in erster Linie ein Beweis dafür, daß die Niederlage aus uns keine Fellachen gemacht hat.

Jetzt tritt Hermann Giese-Beringer auf den Plan mit einem Buch über die Schlacht bei Verdun und ihren Feldherrn Erich v. Falkenhayn (Berlin, Grundsberg-Verlag). Es ist ein Werk von einer Strenge der Haltung, von einer Weite des Horizonts und von einer so packenden Größe der Darstellung, wie es bisher in der ganzen Kriegsliteratur kein zweites gibt.

Geschrieben in einem hervorragenden, man möchte sagen preußischen Stil, eröffnet es Aspekte, die uns bisher völlig verschlossen waren.

Das erstmal wird hier der Versuch gemacht — und gleich beim erstenmal ist er auf das vollkommenste gelungen — das ganze Geschehen einer entscheidenden Schlacht des Weltkriegs in ihrem ganzen Umfang nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu deuten. In den Mittelpunkt seiner Darstellung stellt er den Feldherrn. Man fühlt sich versucht, von einer aristokratischen Form der Geschichtsschreibung zu sprechen, gegenüber den demokratischen Klagebüchern der Schützengrabenseuiletonisten, die in der mißverstandenen Gefühlswelt des Soldaten den Sinn der Geschichte beschloßen glaubten. Aber der Autor hält sich von dem einen Fehler so fern wie von dem andern. Gerade in der adäquaten Zuordnung der beiden Bereiche Führung und Truppe zeigt der Autor, wie vollkommen er das Wesen der Strategie verstanden hat.

Giese-Beringer führt in diesem Buch den Beweis, daß die Schlacht bei Verdun nicht, wie die amtliche Geschichtsschreibung des Reichsarchivs sagt, „eine deutsche Niederlage von erschreckend weittragender Bedeutung“, sondern „eine Niederlage von erschreckend weittragender Bedeutung für Frankreich gewesen ist“.

Er führt diesen Beweis mit einer Akribie, die die Beweisführung zwingend macht. Es ist auch nicht so, daß das nun seine Theorie wäre, die er mit allen Mitteln der Dialektik zu beweisen versucht; man merkt dem Buche an, wie es zu diesem Ergebnis erst nach vielen Mühen und Umwegen gekommen ist, gewissermaßen malgré soi.

Es ist hier nicht Raum, diesen Beweis anzuführen. Dazu muß man sich schon die Mühe machen, das Buch zu lesen. Nur das sei gesagt, daß die Darstellung der Gedankengänge v. Falkenhayns in ihrer kalten und grausamen Unerbittlichkeit den Krieg in seiner ganzen Furchtbarkeit zeigen. Die Theorie von der „Ausblutungsschlacht auf der Stelle mit dem bescheidenen eigenen Aufwand“ ist von einer Art von Heroismus, der erschauern macht. Aber es ist nicht die Sache des Feldherrn, Klage zu erheben über ein Jahrhundert der Technik, das den Materialkrieg hervorgebracht hat. Seine Aufgabe ist, mit dieser Technik zu rechnen. Der deutsche Soldat hat gezeigt, daß er dem eiskalten Heroismus dieser Mathematik des Blutes gewachsen war.

Die militärwissenschaftlichen Fachleute werden sich mit diesem Buch auseinanderzusetzen müssen. Sicher werden viele es erbittert bekämpfen, eben aus der Beschränkung dessen heraus, daß sie Fachleute sind. Aber der Autor hat seine Behauptung mit Material gesichert, das aus einem offenbar jahrelangen Quellenstudium stammt. Und nun liegt diese Behauptung da wie ein Betonkloß in der amorphen Schlammsuppe der sentimentalen Kolportage der seelischen Wirkungssequilibristen.

Die Auffassung, daß die Schlacht von Verdun als eine einzigartige Niederlage der Franzosen zu deuten sei, ist dann der Ausgangspunkt für eine Betrachtung des Schicksalsablaufs in diesem Krieg, die die Bedeutung des Buches auch noch nach dieser Seite erweitert. Es ist nicht billiger Trost, der da gepredigt werden soll. „Säßen wir damals . . ., dann wäre . . .“ Diese Konjunktive der Kurzatmigen beseitigen die Niederlage nicht. Aber die Aspekte dieses Buches rücken die Niederlage außerhalb der Kategorien Irrtum oder Dummheit. Über Irrtümer und Dummheiten solchen Ausmaßes müßte man Selbstmord begehen. Ein Schicksal ist immer zu ertragen. Und tatsächlich ja, die Deutschen tragen es, bewundernswert genug.

Noch sind wir nicht so weit, so etwas wie Frieden erreicht zu haben. Aber ein Volk, in dem der Krieg auch der Vater des Logos ist, das wird an keiner Niederlage zugrunde gehen.

Emmerich.

Schweizer Dichtung

Ein Zufall, hinter dem doch ein Sinn zu stecken scheint, stellt gleichzeitig zwei Geschichten der Dichtung der deutschen Schweiz nebeneinander. Die eine von einem Schweizer, die andere von einem Reichsdeutschen. Verfasser der einen ist Emil Ermatinger, der sein Buch „Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz“ nennt (München, C. H. Beck) — Verfasser der andern ist Josef Nadler, dessen Buch bei Grethlein & Co. in Leipzig/Zürich erschien und den Titel führt „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz“.

Es ist sehr reizvoll, diese beiden Bände nebeneinander zu lesen, die Perspektiven der beiden Autoren, Unterschiede und Verwandtschaften ihrer Betrachtungsweisen unmittelbar nebeneinander zu erleben. Josef Nadler, der jetzige Germanist der Wiener Universität, der Autor der deutschen Literaturgeschichte nach Stämmen und Landschaften, hat sein Stärkstes da gegeben, wo er auch hier von der Literatur der Landschaft und der Stämme berichtet. Sein

Buch hat seinen wertvollsten Teil zu Beginn. Die Kapitel, in denen er die frühe Zeit behandelt, die Zeit der Klöster, der Herren, der Bürger, die Epoche, in der er aus Sage und Legende die Geschichte ferner Urzeiten aufsteigen läßt und sich noch in der ganzen dichten frühgeschichtlichen Atmosphäre bewegt, ist ausgezeichnet. Die Abschnitte über die Bildungszellen und den Bildungsgang, seine Untersuchungen über das Wandern der verschiedenen Sagen, etwa die interessante Erörterung der Tellsage ist beste Nadlersche Arbeit, mit einer fast unheimlichen Gelehrsamkeit, einer intensiven Kenntnis der frühen Literatur gemacht, die das Buch unmittelbar neben seine große Literaturgeschichte stellt, deren entsprechende Kapitel im ersten Band zeigen, wie dies Gebäude langsam im Verfall aufgewachsen ist. Man spürt, wie hier das Gemeindeutsche im Schweizerischen den Verfasser gefangen hat, wie er mit bohrender Lust der germanischen Vergangenheit und der kirchlichen Frühzeit nachgegangen ist, um dann aus der Gliederung der Schweizer Landschaft jeweils die besonderen Entwicklungslinien für die einzelnen späteren Phasen abzuleiten. Hier erlebt man wieder einmal den besonderen Wert der Nadlerschen Methode und Betrachtungsweise, hier ist etwas entstanden, was in dieser Art für das deutschschweizerische Gebiet noch nicht vorlag.

Etwas anders wird das Bild, wenn man sich der Gegenwart nähert. Auch da viel Kluges, Selbständiges; aber da ist in der Disposition, hinter der sich natürlich zugleich eine Wertung birgt, mehr Tradition, als man bei Nadler eigentlich erwartet hätte. Beim Anlesen einer heutigen Literaturgeschichte der deutschen Schweiz geht man zunächst einmal nachsehen, wieviel Seiten Jeremias Gotthelf abbekommen hat. Es sind bei Nadler ganze vier — gegen zwölf Seiten Keller, zwölf Seiten Meyer, elf Seiten Spitteler und sechs für Joseph Victor Widmann. Daß Bachofen und Burckhardt nur je eine bekommen haben — darüber läßt sich reden; denn Nadler schreibt ausgesprochen eine Literaturgeschichte, nicht eine Geistesgeschichte der deutschen Schweiz. Aber daß Gotthelf noch hinter dem guten Widmann zurückbleiben muß und genau halb soviel bekommt wie Gottfried Keller, daß er sich im wesentlichen z. T. wörtlich mit dem begnügen muß, was schon in der großen Literaturgeschichte steht, dagegen lehnt sich heute etwas auf. Man blättert zurück und liest noch einmal 17. und 18. Jahrhundert nach, wo man eine Menge ausgezeichnete Anmerkungen im Gedächtnis behalten hat; aber selbst wenn man von da wieder ins 19. Jahrhundert

zurückkehrt und den Dichter der Anne Babi Jowäger immer noch so knapp mit Raum bedacht findet, dann wehrt man sich. Man kommt zu dem Ergebnis, daß die Frühzeit dieser schweizerischen Literaturgeschichte viel moderner behandelt ist als die moderne Zeit. Das 19. Jahrhundert sollte der Verfasser des prachtvollen Herderkapitels in der großen Literaturgeschichte bei weiteren Auflagen unbedingt noch einmal vornehmen.

Greift man dann zu Ermatinger, so befindet man sich plötzlich in einer andern Welt. Nicht nur, daß man das ganze Zeitbild hier aus der Perspektive der Schweiz erlebt: man steht plötzlich in einer ganz anderen Atmosphäre als bei Nadler. Nadler ist (trotz Gotthelf) Mensch von heute; Ermatinger ist Mann der großen Bildungsgeneration unserer Väter. Um ihn ist noch die gesättigte Luft der reifen deutschen Bürgergeistigkeit; so bleibt bei ihm die Frühzeit distret im Hintergrund, und dafür wachsen Humanismus und Reformation in großen Bildern empor; das 18. Jahrhundert wird in weiten europäischen Zusammenhängen aufgezeigt, Haller, Bodmer, Gessner stehen in lebendigen Porträts da — man begreift, warum der Verleger seinem Autor klare Gegenständlichkeit nachrühmen durfte. Das ganze Bild des geistigen Lebens wächst hier nicht wie bei Nadler über der Grundlage der Stämme und Urvölker, sondern auf Kultur und Bildung auf: man erlebt die besondere Schweizer Atmosphäre, die das Ganze erfüllt, die gepflegte Eleganz guter bürgerlicher Kultur, die hier schon zu einer Zeit einsetzt, da Deutschland gerade erst beginnt, die schauerlichen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges zu beseitigen.

Und dann kommt man zum 19. Jahrhundert und beginnt wieder zu zählen. Man fängt, wie sich gebührt, wieder mit Gotthelf an, und siehe da: er hat nicht weniger als dreiundzwanzig Seiten erhalten. Man sucht weiter — Gottfried Keller darf neunzehn in Anspruch nehmen, Conrad Ferdinand Meyer zehn, Joseph Victor Widmann muß sich mit fünf begnügen. Man denkt, dies schrieb ein Schweizer; aber dieses Bild des 19. Jahrhunderts entspricht trotzdem schon in der Platzverteilung viel mehr dem unsrigen als das des Nichtschweizers Joseph Nadler. Dann liest man die einzelnen Abschnitte und kommt zu dem gleichen Ergebnis: Ermatinger hat bereits die Umwertung vollzogen, die in den letzten Jahren für das 19. Jahrhundert der Schweiz notwendig geworden ist. Bei ihm marschiert trotz aller schuldigen Hochachtung vor Keller und Meyer Gotthelf an der Spitze — und das mit Recht. Der Mann, der aus dem Reich

seines Gegenstandes heraus schreibt, hat hier die größere Unvoreingenommenheit gehabt als der Außenstehende — so sehr, daß er, was man mit besonderem Vergnügen notiert, an einer Stelle sogar Frank Wedekind behandelt — als Aboptischweizer.

Damit aber wird es sinnvoll, daß diese beiden Literaturgeschichten gleichzeitig erscheinen mußten. Für die Frühzeit und einen Teil der heutigen Betrachtungsweise vom Stammesmäßigen her hat Joseph Nadler entschieden das Übergewicht; für die Gegenwart und die mittlere Zeit wird man in vielem lieber nach Ermatinger greifen. Man wird von Nadler manches herübernehmen und bei der Lektüre von Ermatingers klassisch-humanistischen Deduktionen mitfliegen lassen, und so wird aus beidem zusammen ein Bild wachsen, das mehr von der Vielfältigkeit des Schweizer Geisteslebens enthält, als wenn man sich jeweils nur an einen der Bände als Führer halten würde.

Fechter.

Der lebendige Atlas

In einer Zeit, in der die regelmäßige Fahrt des Zeppelin von Konstanz nach Südamerika so registriert wird, als ob meinetwegen der rasende Hamburger oder ein anderer Blitzzug glücklich die Strecke zu Ende passiert hat, in einer solchen Zeit versagt die bisherige, durch den Schulunterricht vermittelte Raumvorstellung. Unsere Kinder fangen schon an, in größeren Räumen zu denken als wir, in der Schule aber steht ihnen in dem Kartenmaterial ihrer Atlanten solche Möglichkeit noch nicht offen.

Da kommt nun ein Atlas juist zur rechten Zeit, der „Große Weltatlas“ mit 25 Karten mit einem Geleitwort von dem jungen Geographen Dr. Edgar Lehmann (Leipzig, Bibliographisches Institut). In diesen Karten wird den neuen Umrissen des Raumentens in sehr wirksamer Form Rechnung getragen. Wir sehen Räume kartennäßig vereinigt, die wir sonst nur in Stücken erhielten und aus denen wir infolgedessen die richtige Vorstellung nicht gewinnen konnten. War früher das Staatsgefühl maßgebend für den Entwurf der Karten und sah man die Grenzen nur als Trennung, so muß in einer Zeit, da man in Völkern denkt, auch dieser neuen Anschauung Rechnung getragen werden. Hier sehen wir eine Karte, die ganz groß den Raum von Memel bis Brügge zeigt — und deutsche Geschichte und deutsche Verpflichtung tauchen auf. Zum anderen eine Karte vom Nordkap bis zur Adria, vom Donauraum bis nach Skandinavien. Auf einer Karte

sieht man vereinigt Southampton, Gibraltar und Malta. Und eine der gewichtigsten und aufschlußreichsten Karten, die wie eine Offenbarung wirkt, ist der gesamte asiatische Raum mit dem Sowjetreich bis zur Meeresenge, die ihn von Amerika trennt. Das sind kompromittierende Karten, denn sie enthüllen besser als lange Aufsätze die Zusammenhänge imperialistischer Weltpolitik. Diese Karten sind von einer eindringlichen Lebendigkeit, aus ihnen steigen, wenn man zu lesen versteht, die Gespenster auf, die alles Weltgeschehen jetzt beschatten: die Auseinandersetzung zwischen den wenigen übrig gebliebenen imperialistischen europäischen Mächten, den Imperialismus Japans und den Imperialismus der anderen farbigen Völker.

Dieser Atlas sollte ein täglicher Begleiter werden! In seiner Hand wird es möglich sein, alle politischen Aufsätze über Weltgeschehen zu kontrollieren, und er kann für manche kleinen, scheinbar unbedeutenden Nachrichten den tragenden und entscheidenden Hintergrund erschließen. Es ist ein Atlas für Kenner, aber es ist auch ein Atlas für jedermann, weil wir uns gewöhnen sollten, unsere Kinder in solcher Raumanschauung groß werden zu lassen.

D. R.

Vom Mythos deutscher Landschaft

Das Werk Leo Weismantels

Auf mehr als 1500 Seiten, in drei umfangreichen Bänden*) hat Leo Weismantel die Geschichte eines Dorfes in der Rhön geschrieben: die Geschichte eines Dorfes, die zugleich die Geschichte von Generationen ist, die ihm entstammen, mit ihm verwurzelt sind oder sich von ihm lösten. Warum läßt uns diese Romantrilogie von Anfang bis Ende nicht los? In ihr deutet sich mehr als vergängliche Einzelschicksale. Hier wurde Blut und Boden gestaltet. Im zeitlichen Ablauf des Geschehens offenbart sich, über alle Zeitbedingtheit hinaus: daß Volk schlechthin ohne Gott und Mythos zugrunde geht, abstirbt wie ein entwurzelter Baum.

Denn dieses Epos, dem die Gebirgslandschaft ob dem Main das Gesicht gibt, ist die tragische Auseinandersetzung mit all dem, was Menschen und Volk zu Fluch und Unheil wird. Und während es uns, in der Folge eines Geschlechts Vergangenheit und Gegenwart verbindend, die Entwicklung des letzten Jahr-

hunderts sinnfällig vor Augen stellt, legt es dar, was in diesen hundert Jahren verloren ging: die infinitthafte, selbstverständliche Verbundenheit mit dem Mythos, mit den ewigen Kräften der Erde. Werden wir wiederfinden, was die vor uns besaßen? Werden wir den Fluch der Glücklosigkeit zerbrechen? Der Dichter gibt keine Antwort auf diese Frage. Er erzählt, was gewesen ist und — verändert wurde. Schicksal oder Verirrung? An Anfang und Ende jeglichen Seins steht der Glaube. Wer den Glauben hat, wird Gott nicht nur suchen, sondern auch finden. So ist diese Chronik zugleich vitale Bejahung alles Wesentlichen und unerbittliche Forderung, das Wesentliche zu wollen, gleich dem Pfarrherrn Tertullian Wolf, der den Versuchungen der Welt widersteht, um der Menschen und um Gottes willen entsagt und das schwere Amt, Priester im Dorfe Sparbrot zu sein, auf sich nimmt.

Das Dorf Sparbrot — in der Einsamkeit der Wälder lag es zur Großväterzeit, unweit des gesegneten Maintales und doch meilenfern, vergessen von der Zeit. Den Menschen, die in ihm geboren werden und sterben, wird das Leben nicht leicht gemacht. Armut und Hunger sind tägliche Begleiter, und wehe, wenn der Himmel jürnt und Dürre und Hochwasser die Frucht der Felder zerstören. In den Seelen der Sparbroter streitet noch der Gott der Bibel mit den heidnischen Göttern, die vor Fortschritt und Technik in die Einöde des Gebirges zurückwichen. Doch die neue Zeit drängt nach. Die Wälder fallen unter der Art. Der Bauer und Häusler, der sich und seine Familie mühselig durchbrachte, wird Arbeiter in der Fabrik, welche die neue Zeit errichtete. Er verdient gut; aber mit den Wäldern verschwindet auch der geheimnisvolle Zusammenhang mit der Natur, der den Menschen in aller Not, Würde und Glück gab. Nicht nur Teufel und Hexen werden verjagt, auch Gott geht unter in den Herzen. Und dem Letzten des Hauses Herkomer, das es im Zuge des Fortschritts zu Ansehen und Wohlstand brachte, zerschlägt die Inflation Besitz und Verstand.

Mit welcher ungeheurer Eindringlichkeit ist das alles geschildert: wie die Menschen im alten Dorf Sparbrot, Erde und Himmel untertan, lebten; wie die Väter starben und alles, was ihr eigen war, zugrunde ging; und wie schließlich August Herkomer auszog, ein Haus errichtete, und wie dieses Haus mit einem ganzen Reich zusammenbrach. Welche Fülle der Gesichte tut sich auf im Kampf zwischen altem Brauchtum und neuer Zeit, die sich mit Landstraßen und Eisenbahn vom Maintal her den Weg bahnt.

*) Leo Weismantel: Das alte Dorf. Das Sterben in den Gassen. Die Geschichte des Hauses Herkomer. Nürnberg, Sebalbus-Verlag.

Wie atmosphärisch erleben wir den Wechsel, das große Sterben der Körper und Seelen! Nicht in romantischer Verklärung enthüllen sich, eng miteinander verwachsen, Glaube und Überglawe, Menschen und Landschaft sind in Vergangenheit und Gegenwart härteste Wirklichkeit. Würzburg, die Stadt leuchtet auf — und wer hätte sie je in ihrer heiligen Schönheit so tiefgründig geschildert! Und wenn sich auch schließlich im letzten Bande die epische Wucht mindert und das Ganze in einer verengten psychologischen Studie des jüngsten Helden ausklingt, der vergeblich gegen das „Unrecht der Inflation“ kämpft und dem Irrsinn verfällt — diese Dichtung besitzt Gefühlskraft und Mut, die vergessen läßt, daß ein Einzelner, ein Künstler, sie schrieb, ja, fast möchte man glauben, sie sei gleichsam aus sich selbst, aus Landschaft und Volk heraus gewachsen.

Gibt es, von der Gegenwart aus gesehen, Vergleiche mit diesem wahrhaft bodenständigen Werk? Paul Fechtens „Wartendes Land“ und Hans Friedrich Blunds „Volkswende“ sind Verwandte, wenn auch in Stil und Wesensart verschieden wie die Landschaften, in denen sie jeweils wurzeln. Hier wie dort geht es um Ursprüngliches, um in sich Werthafes: um völlig gebundenes Schicksal. Und daß solche Bücher vom Ganzen her wieder geschrieben werden können, zeugt beispielhaft für die geistige Selbstbefinnung der deutschen Nation.

Werner Wirths.

Die Schwester

Nietzsches Schwester ist seit Jahrzehnten wahrscheinlich Deutschlands umstrittenste Frauen, gestalt, und gerade die „liberale“ Presse, die ihre Minderwertigkeit, Fragwürdigkeit, Unzulänglichkeit und Bedeutungslosigkeit zu betonen nie müde wurde, machte sich jahrelang das wenig ritterliche Vergnügen, ihre Leser mit Federkriegen gegen die Siebenundachtzigjährige zu unterhalten. Wenn Luise Marelle, eine Frau ihres Umkreises, es jetzt unternimmt, eine Biographie von Nietzsches Schwester zu veröffentlichen (Die Schwester, Berlin, Brunnenverlag), so darf man der oft zu streng beurteilten verdienten Frau gönnen, wenn sie nun zu liebevoll gesehen worden wäre. Luise Marelle, die von der schweren Aufgabe stand, eine noch lebende Zeitgenossin darzustellen, hat in anerkennenswerter Weise jede Unsachlichkeit zu vermeiden gesucht. Spätere Biographen werden ihr eine reichhaltige Materialsammlung zu danken haben. Ihr Buch ist, von geringfügigen sprachlichen Nachlässigkeiten abgesehen, taktvoll und schlicht,

es wird weder philosophisch noch polemisch sondern stützt sich vorwiegend auf das Tatsachenmaterial. Wenn bei allem Willen zu strenger Sachlichkeit und Unpersönlichkeit der Darstellerin gelegentlich doch einmal das Herz durchgeht, so wird das jeder nachfühlen können, der dem persönlichem Zauber der tapferen, anmutigen und kultivierten Frau schon ausgesetzt gewesen ist. — Wer Nietzsches Schwester nur aus Pressekampagnen und bösen Reden kennt, sollte nicht versäumen, soweit er nicht böswillig ist, auch einmal die andere Seite zu hören, bevor er urteilt.

Hans Werner.

Kulturwaffen

In einer Reihe von offenen Briefen wenden sich Vie—Mühr an Männer, die hervorragend sind, entweder in ihrer Kunst oder in Diensten der nationalen Kultur; zusammengefaßt werden diese Briefe zu einer Rundgebung für eine nationale Kulturpolitik*). Es geht bei diesen Briefen indes weniger um ein lautes Programm, als darum, eine Gesinnung durchzusetzen, welche die Künste aus der Landschaft begreift.

Von der Liebe des Volkes zu Heimat und Boden, aus der Blutsverbundenheit wird hier der Ausgang genommen, um zur Neuordnung der Künste zu schreiten. Der Titel von den „Kulturwaffen“ findet sein Recht in den Briefen, da fest hineingepackt wird in allerwidrigste Verwirrungen. Da wird der Brief blitzende Waffe, wuchtiges Pamphlet. Aber daneben gibt es etwas wie den meisterlichen Brief „Von der Armut der Kunst“, da mit großer Zartheit die Seele des Künstlers berührt wird. Darauf folgen die Briefe über den dramatischen Dichter und den bildenden Künstler, über Rundfunk und Film, und das Unübersichtliche, was von der Ordnung dieser Künste abhängt. Über die Tagespolitik hinaus wird in den Briefen zu tieferen Zusammenhängen und Einsichten geführt, um zur Kulturgefinnung aus dem Ganzen der Nation aufzurufen, wie sie in den kühnen Sätzen des Schluszwortes „Von der Stunde der Erlösung“ verkündet wird.

Heinrich.

Das Auto als Erlebnis

Eugen Diesel, der drei der wesentlichsten Bücher schrieb, die im Nachkriegsdeutschland

*) Richard Vie, Alfred Mühr: „Die Kulturwaffen des neuen Reiches“ (Briefe an Führer, Volk und Jugend). Jena, Eugen Diederichs.

erschienen sind, „Das Land der Deutschen“, „Die deutsche Wandlung“, „Der Weg durch das Wirrsal“, tritt jetzt mit einer Publikation hervor, die in wunderbar gelockerter Form an einem Sonderfall Erkenntnisse, ja Weltanschauung vermittelt: „Wir und das Auto“ (Leipzig, Bibliographisches Institut). Mit prachtvollen Bildern (rund 250) ist versucht, vom Standpunkt des Autofahrers aus das Weltbild festzuhalten, wie es dem Verständigen am Volant bei der Eroberung der Welt sich zeigt. Dieser Versuch ist überraschend geglückt, und es ist eine Freude, in so hübscher und überzeugender Form nachdenkliche Erkenntnisse vermittelt zu bekommen. Daneben stehen historische Aufnahmen vom frühesten Entwurf einer Art Auto bis zum letzten „Blauen Blitz“. Der Motor findet sein Recht, wir dringen ein in die technischen Geheimnisse der Herstellung. Aber das dient nur dazu, die Grundlage zu geben für das Wunder der Tatsache, die Auto heißt, und für alle die Möglichkeiten, die dies Wunder vermittelt. Wer nicht das Glück hat, seinen eignen Wagen zu besitzen, kann sich hier wenigstens das theoretische Glück verschaffen, sich in die Möglichkeiten der Welt Eroberung durch das Auto hineinzu träumen.

D. R.

Thornton Wilder,

ein christlicher Dichter Amerikas

Wir sind gewöhnt, amerikanische Literatur unter dem Gesichtspunkt der short story, der Kurzgeschichte zu betrachten oder der Erwerbs- und Berufsromane. Ganz fremd- oder neuartig erscheint uns daher die Kunde, daß ein amerikanischer Autor sich gebildet habe an Herbert Eulenberg, Swift, den Dramatikern des alten Spaniens, der Bibel. Dieser amerikanische Autor heißt Thornton Wilder, lehrt in Chicago vergleichende Literaturgeschichte und veröffentlichte bisher vier Bändchen in London (bei Longmans, Green & Co.), von denen drei in einer guten deutschen Übersetzung erschienen sind. (E. B. Tal & Co., Wien.)

Charakteristisch für den Amerikaner ist, daß er seinen ersten Versuchen dichterischen Schaffens die Form einer Art von short story für die Bühne gab, nämlich „Drei-Minuten-Spiele für drei Personen“ — etwa 40 an der Zahl, unter denen er die hervorragendsten Meisterwerke der Prägnanz und das Latonismus im Ausdruck, sammelte und veröffentlichte, unter dem Titel: „Der Engel, der die Wasser trübte“. Dieses Buch ist leider nicht ins Deutsche übersetzt worden.

Seine anderen drei Bücher sind erzählend, sehr verfeinert, sehr geistvoll im Vortrag (beinahe bis an die Grenze, da er pretiös wirken könnte), vollendet und bezwingend in der Form. Das Besondere dabei ist, daß wirklich der amerikanische Blickpunkt in ihnen gewahrt bleibt und von einer Abhängigkeit von europäischer Literatur keine Rede sein kann. Gegen andere Autoren seiner Generation und seines Landes (wie etwa Ernest Hemmingway) hat er den Vorzug, nicht nur Amerikaner, sondern auch Christ in seinem Schaffen zu sein.

Sein erstes Prosabuch ist die „Cabala“, 1920/21 erschienen, und gewidmet „Meinen Freunden an der amerikanischen Akademie in Rom“. In der Form eines Reisetagebuches enthält es die Porträts von fünf sehr reichen oder sehr adligen Damen der hohen römischen Gesellschaft, die den Geheimzirkel der „Cabala“ bilden. Diese fünf Hauptporträts deuten zugleich auf je eine letzte, entscheidende Frage der europäischen Kultur hin: die Rasse, die Kunst, die Liebe, der Glaube, das Königtum. So entsteht ein ebenso amüsantes, wie tiefinniges Spiel von Diskussionen und auch Intrigen, in das der junge amerikanische Dichter selber hineingezogen wird.

Das zweite Erzählungswerk Wilders „Die Frau aus Andros“ (besser „das Weib“) beschwört in einer ruhigen, durchsichtigen Vision das bäuerliche Leben auf der kleinen Insel Brynos im ägäischen Meer, in den letzten Zeiten der späten Antike. Wir lernen die noch fast urzeitlichen insularen Bräuche und Gewohnheiten der erbgeessenen Familien kennen, die strengen Sitten der Erb- und Hoffolge, die tüchtigen und ehrbaren Väter und Mütter — und in diese nach außen verschlossene Welt dringt Chrysis ein, eine Hetäre von hellenischer Weltbildung, von hoher Schönheit und feinstem weiblichem Zauber, sie sammelt die Söhne der Familien um sich. Die schöne, eble, weiße Chrysis wird Anlaß und Symbol des Verfalls und der Auflösung der Familienordnung auf der Insel, sie erregt den Neid der Frauen durch ihre überlegene Ruhe und Haltung. Aber sie ist heimatlos, sie und ihre Schwestern werden nie gleichberechtigt sein auf der Insel, und sie sterben an ihrem Schicksal, heimatlos zu sein und doch zu lieben.

Das jüngste Buch Wilders „Die Brücke von San Luis Rey“ ist in der gleichen Fünfteilung aufgebaut wie die römische „Cabala“ und enthält, wie diese, fünf Porträts, doch jetzt handelt es sich nicht mehr um Europa, sondern um die stärkste und reichste Gründung der Spanier in Südamerika, das Peru des 17. Jahrhunderts.

Aber dies Peru ist für Wilber im Grunde nichts anderes als ein transatlantisch verwandeltes und gesteigertes spanisches Europa.

Wilber sprach einmal in einem Interview (gelegentlich einer Europareise) „von der dunklen Magie des Traumes, der weiß, daß er bei aller Schwere nur ein Traum ist, und noch daraus ein erlebtes Glück zieht ... das gibt auch den einfachsten Geschehnissen jenes Geladenseins mit Bedeutung ... das ist genau jenes magische Einssein von Sinn und Zufall, von Schicksal und Weltgeschehen, wie ich es in meinen Büchern festzustellen liebe.“

In dieses Einssein von Sinn und Zufall hat Wilber seine Erzählung von den fünf Menschen, die beim Zerreißen der alten Inkabrücke bei San Luis Rey verunglückten, gebunden. Das erste Kapitel des Werkes stellt die thematische Frage „Vielleicht ein Zufall?“ Und das Letzte antwortet mit der Gegenfrage des ewig zweifelnden Verstandes: „Vielleicht eine Fügung?“ Warum mußten gerade diese fünf Menschen und gerade an diesem 20. 7. 1714 zu Tode stürzen? Die Antwort des Dichters ist in den fünf Porträts zu finden, in fünf Menschen-schicksalen, die er tief sinnig ineinander webt, und dann ins Weltgeschehen bindet. Diese fünf Verunglückten befanden sich auf dem Wege, jeder in seiner Weise, ihr Geschick zu vollenden: die alte Marquesa, mit ihrer jungen Begleiterin, der alte Abenteuerer und Lehrer Pio mit dem Knaben der Perichole (der Tragödin, die er liebte), Esteban, der seinen Bruder verloren hatte (auch das hing an der Perichole). — Sie alle stürzten gemeinsam und im selben Augenblick in die Tiefe. Das Geheimnis der Herzen, die hier zugrunde gingen, suchte Juniper, ein Franziskanerbruder, in einem eigenen Werk zu ergründen, aber das geistliche Gericht verurteilte ihn, samt dem Buche (das nichts anderes war als ein Rechenexempel mit dem Tode und der Fügung Gottes anläßlich dieses Brückensturzes) dazu, verbrannt zu werden auf dem großen Platz von Lima.

Rückblickend auf das verschlungene Geschick der Abgestürzten, formt Wilber zum Schluß den großen Gedanken, daß die Toten schnell vergessen sind, und nichts bleibt unter uns von ihren Leidenschaften und ihren Schicksalen als einzig diese tödliche Brücke, nun verwandelt (im Sinn der Äbtissin von Santa Maria Rosa de las Novas), in jene Brücke, die das Land der Lebenden und das Land der Toten verbindet, und diese Brücke zwischen ihnen ist die Liebe — „das einzig Bleibende und der einzige Sinn.“

Gregor Heinrich.

Drei Bücher

Der unheimliche Grund. Von Raub-nacht-Hollenberg und anderem Spuk. Erzählt von Irngard Prestel. Freiburg. Herder & Co. Uraltet Volkstum: die Märchen und Spukgeschichten, die dem gesamtdeutschen Heimatboden geheimnisvoll entwuchsen, sind hier gesammelt und in schlichter Form, wie sie in langen Winternächten am Herd oder Spinnrocken erzählt wurden, nachgestaltet. Das Eigenartige der verschiedenen Landschaften wird besonders herausgehoben. Wir wandern vom Schwarzwald nach Böhmen, von Hessen nach Westfalen, von der Nordsee ins Alpenland oder nach Schlesien. Und in all diesen wunderbaren Kurzgeschichten offenbart sich der ganze phantastische Reichtum deutschen Volkstums. Wilber von Johannes Thiel bereichern von sich aus die mit Liebe und Sachkenntnis gegliederte Sammlung.

★

Elisabeth von Noon-Bassermann: Margherita, Pfalzgräfin in Toscana. Berlin, E. C. Etthofen. Mit weiblicher Einfühlung wird das Geschick der schönen Pfalzgräfin von Toscana erzählt, vor dem immer wirksamen Hintergrund der großen Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst, Gibellinen und Welfen. Mittelalter, vom Standpunkt der höfischen Intrige gesehen.

★

Paul Ernst: Das Glück von Lautenthal. München, Albert Langen, Georg Müller. Das letzte Werk eines echten Dichters, der von seiner Zeit verkannt wurde, weil er unbeirrbar seinen Weg ging. Eine ganz schlichte Erzählung, auf dem Boden der Heimat fußend, aus der Zeit, da Deutschland die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zu überwinden begann, und von Menschen und ihrem Tun, ihrer Freude und ihrem Leid berichtend, wie sie dort in der Harzlandschaft wurzeln und leben. Es ist die gute, alte Zeit — und der Dichter stellt sie uns gleichsam mit warnend erhobenen Finger vor: seht ihr, so einfach und sparsam lebten unsere Vorfahren, und sie waren glücklich, weil sie in ihrem engen Bezirk ihre Pflicht vor Gott und den Menschen taten. Ein Märchen vom Glück, das, bei aller Sprödigkeit des Stils, von jener tiefinnerlichen Heiterkeit durchweht ist, die nur die Bitternis der Erfahrung und Entfugung verleiht. Das reine Vermächtnis eines Toten, der durch sein Werk leben wird.

W.

Allerleirauh

„Niobe — Gorch Fock, Schicksal und Hoffnung“ nennt Fritz Otto Busch sein Gedentbuch, das er im Auftrage des Deutschen Flottenvereins herausgibt (Leipzig, Breitkopf & Härtel). In 34 Abbildungen zieht das Schicksal der „Niobe“ mit Daten und Berichten von dem kurzen, aber von bester Seemannsarbeit erfüllten Dasein des Schiffes an uns vorüber, wohl geeignet, die nationalpolitische Bedeutung auch dieses furchtbaren Schlages für die junge Mannschaft klar herauszustellen. Wir aber wollen uns an den zweiten Teil halten, der Sammlung für und die Entstehung des heutigen Schulschiffes „Gorch Fock“, denn für das deutsche Volk lautet nach wie vor der Wahlspruch „Seefahrt ist not!“

*

Der Hindenburg-Flieger Freiherr F. R. von Roenig-Warthausen hat neue Abenteuer veröffentlicht unter dem Titel „Weiter mit 20 PS“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 4,80 Mark). Jeder Freund des ersten Buches ist sicherer Abnehmer auch des zweiten, denn die Leistungen, die der junge Flieger mit seiner kleinen Maschine vollbracht hat, die ihn nun allmählich nahezu über die ganze Welt geführt hat, sind wiederum in der frischen und unbekümmerten Art geschildert, die den Flieger auszeichnet, und so bedarf das Buch weiterer Empfehlung nicht.

*

Sehr nett und als Geschenk für die Jugend wohlgeeignet ist das Knabenbuch „Hier Quack“ von Karl Ude, dem Froschreporter mit den sieben Punkten für die Ameisenzeitung, in dem aus der Tierperspektive, die hier zweifellos die höhere ist, die Menschenwelt richtig und mit Humor betrachtet wird (3,50 Mark). — In die bunte Welt Indiens führt die Erzählung „Die beiden Munshi“ vom Jesuitenpater G. A. Lutterbeck, in der er auf Grund indischer Polizeiakten über die erbitterten Kämpfe der Unterdrückten gegen den weißen Herrn berichtet (1,50 Mark). Beide bei Herder & Co., Freiburg.

*

Eine wundervolle Gabe für alle Deutschen von Substanz sind die Briefe Karoline von Humboldts, die unter dem Titel „Karoline von Humboldt. Das Lebensbild einer deutschen Frau“, auf Grund ihrer Briefe von Hermann Hettler gestaltet, erschienen sind (Leipzig, Koehler & Amelang, 6,80 Mark). Das mit vielen Bildern ausgestattete Buch ist eine

Fundgrube echter deutscher Weiblichkeit und deutscher Seele. Durch die Ehe der Karoline von Sacher-Witten mit Humboldt ergaben sich ihr Beziehungen zu allen bedeutenden Menschen ihrer Welt in der Heimat und im Ausland. Die Briefe der Lebensgefährtin Wilhelm von Humboldts gehören mit zu dem schönsten, was deutsche Frauen an ihren Erwählten geschrieben haben.

*

„Sommertage“ heißt ein Kinderbuch, Geschichten von Kindern, Tieren und Blumen, von Elisabeth Lehner, illustriert von Elsa Eisgruber in einer hübschen und launigen Art. — Nett ist auch das Büchlein „Nein, wir wollen nicht zu Bett“, das zu gleicher Zeit als Malvorlage dient, von Lotte Mattern (beide Potsdam, Müller & Kiepenheuer).

*

Hans Freiherr v. Hammerstein, bekannt als Verfasser von „Ritter, Tod und Teufel“, „Mangold von Eberstein“, „Die Asen“, hat seinen neuen Roman um die schöne Badestadt Riffingen herum geschrieben. Das Buch heißt „Die finnischen Reiter“ (Leipzig, Koehler & Amelang, 4,80 Mark). Die Handlung spielt im abklingenden dreißig-jährigen Krieg, als die Friedensbotschaft an das Schwedische Heer unter dem Feldmarschall von Wrangel kommt. Auf das unwilligste aufgenommen von allen wirklichen Soldaten, denen damit der Sinn ihres Leben, ja zum großen Teil die Grundlage ihrer Existenz genommen wurde. In den Mittelpunkt dieser, von starker Heimat- und Landschaftsliebe getragenen Erzählung stellt Hammerstein den Obristenleutnant v. Wrangel, Führer der finnischen Reiter. Auf dem wilden Hintergrund des landschaftlich und menschlich verwüsteten Deutschland zeichnet er mit starken Strichen ein packendes Bild soldatischen Denkens und Handelns. Wrangel raubt sich mit ihrem Einverständnis ein katholisches adliges Fräulein aus Franken von der Trauung mit einem Standesgenossen weg zur schnellen Kopulation durch einen schwedischen protestantischen Feldpfarrer und eröffnet dann, als der mächtige Patron der Brauteltern, der Erzbischof von Würzburg, ihn kriegerisch bedroht, einen frisch-fröhlichen Feldzug, seinen Krieg nach dem großen Kriege. Durch Verrat fällt er in die Hand des Erzbischofs, wird zum Tode verurteilt, aber gleichzeitig begnadigt, und alles endet gut. Wertvoll sind in dem Roman neben der fesselnden Handlung die Bilder der deutschen Not in den Elendsfiguren der Bauern und den wilden Gestalten der Landstörzer. Das Buch

ist eine begabte Paraphrase des prachtvollen „Finnischen Reitermarsches“.

*

Vor einem farbenfrohen Bilde des Hamburger Hafens mit dem Bismarckdenkmal steht ein großes Postauto: das ist die äußere Visitenkarte des „Deutschen Reichspostkalenders“, der für 1934 in seinem 6. Jahrgang erschienen ist und alle Vorzüge dieser guten und nützlichen Arbeit, die wir bisher schon immer anerkennen konnten, zeigt (Leipzig, Konkordia-Verlag, 2,80 Mark). Auf je drei Tage zusammenfassenden Blättern wird von der Arbeit der Reichspost in Gegenwart und auch in großer und bewegter Vergangenheit, so Feldpost und Post in Deutsch-Südwest, Zeugnis abgelegt. Alle Neueinrichtungen der Post — und es ist recht viel, was die rührige Behörde versucht — kommen zur Geltung, und eine genaue Übersicht über die gültigen Tarife macht den Kalender nicht nur zu einem erfreulichen, sondern auch zu einem nützlichen Jahresbegleiter.

*

Das feinsinnige kleine Kabinettstücklein „Von der Landschaft“ mit 23 Bildern von Rudolf Sied (Heilbronn, Eugen Salzer, 4 Mark) konnte bereits im 15. bis 20. Tausend erscheinen. Das wird jeder verstehen, der sich mit den ungewöhnlich feinen, zarten und tiefen Landschaftsbildern Sieds das Herz hat weit und still machen lassen. In dem Buch umrahmen bekanntlich die Siedschen Bilder Auszüge aus Schriften von Dichtern wie Adalbert Stifter, Henry G. Thoreau, Hans Mayr und Lorenz v. Westenrieder, in denen aufschlußreiche Erkenntnisse über das Wesen der Landschaft und ihr Verhältnis zu den Menschen vermittelt werden. Das Buch ist ein hervorragendes Geschenkwerk.

*

Arthur van Schendel, dessen frühere Bücher im Inselverlag wir hier in der „Deutschen Rundschau“ besprochen haben, hat einen neuen Roman herausgebracht „Das Vollschiß Johanna Maria“ (Tübingen, Rainer Wunderlich). Die Übertragung aus dem Holländischen besorgte Fritz v. Bothmer mit bemerkenswerten seemannischen Kenntnissen, so daß den Fachmann kein falscher Ausdruck verlezt. Schendel versteht es, ganz aus der Seele des Seemanns heraus zu schreiben, und gibt in seinem Roman ein getreues Abbild der mythischen Verbundenheit des echten Seemanns mit seinem Schiff. Sein Segelmacher Brouwer ist eine Prachtfigur: der Sinn seines Lebens wird: das Schiff,

das alle seine guten Eigenschaften nur der Hand des liebenden Führers willig hergibt, aus seiner Not unter fremden, rohen Händen zu erretten und in eignen Besitz zu bringen. Und als er es hat, sind beide alt geworden, Mann und Schiff, und kehren in den Ausgangshafen auf ihr Altenteil zurück. Die vierzigjährige Geschichte der „Johanna Maria“ gibt ein buntes und lebensvolles Bild der christlichen und unchristlichen Seefahrt auf allen Meeren der Erde.

*

Als eine dokumentarische Ergänzung zu dem ausgezeichneten Buche von Admiral v. Trotha, „Großadmiral v. Tirpitz“, ist das Werk von Hans Hallmann, „Der Weg zum deutschen Schlachtfloottenbau“ (Stuttgart, W. Kohlhammer, 9,50 Mark), zu begrüßen. Belegt aus den historischen Quellen wird hier die unerhörte Leistung des Großadmirals v. Tirpitz dargestellt, dem — und ihm allein — es gelang, in 15 Jahren aus kleinen, wenn auch guten Anfängen heraus eine Schlachtflotte zu schaffen, die der größten Flotte aller Zeiten, der englischen, der Beherrscherin der Meere, in der Skagerrakschlacht den Sieg abgewinnen konnte.

*

Walther Pend, der für die Seinen und für die Wissenschaft viel zu früh gestorbene Sohn des großen Geographen Albrecht Pend, erlebt eine Auferstehung in der Veröffentlichung „Puna de Atacama“, in der er in Tagebuchform seine Verfahrungen und Jagden in der Cordillere von Südamerika schildert (Stuttgart, Engelhorn, 6 Mark, Leinen 7,50 Mark) mit vielen Bildern, Zeichnungen und Karten. Auch der geographische Laie gewinnt ein Urteil über die Bedeutung der Leistung des jungen Geologen, der im Auftrage der argentinischen Regierung das Wüstengebiet zwischen Argentinien und Chile erforschte. Es ist ein sehr männliches Buch und darum ein sehr deutsches Buch.

*

Hermann Freiherr v. Egloffstein, ein alter Autor der „Deutschen Rundschau“, veröffentlicht mit intimer Kenntnis aus seiner Tätigkeit als langjähriger Kabinettssekretär der beiden letzten Großherzöge als der letzte Überlebende ein Buch „Das Weimar von Karl Alexander und Wilhelm Ernst“ (Berlin, Mittler, geb. 4,80 Mark). Es ist wie ein Epilog auf Weimar, das durch Karl August groß wurde, von Karl Alexander als Goethe-Stätte treu bewahrt und von seinem Enkel, der ein Nachkomme, auch was die Bedeutung angeht, war, noch erhalten wurde.

Ein Werk von grundlegender Bedeutung ist das Buch von Josef März, „Die Adria-Frage“ (Berlin, Kurt Vowinkel), mit einem Geleitwort Karl Haushofers. Hier wird mit exakten wissenschaftlichen Mitteln die Gefahrenzone um die Adria aufgezeigt, auch eine der Stellen der Erde, an denen mit am stärksten und glühendsten unter der Asche Feuer zu neuen Kriegen brennt. Solche Bücher sind uns Deutschen besonders not, da wir immer noch glauben, daß die großen Entscheidungen sich nur um das Schicksal unseres Volkes und seine Stellung unter den Völkern drehen. Hinter diesem Buche steht der dem Austrag sich immer mehr entgegenwühlende Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Italien um die Adria, wo als französischer Vorkämpfer Südflawien steht.

✱

In dem Buche: „Revolution der Deutschen. 14 Jahre Nationalsozialismus“ von Dr. Joseph Goebbels sind von Hein Schlecht Reden zusammengefaßt und mit einleitenden Zeitbildern versehen aus den Jahren 1929 bis 1933 (Oldenburg, Gerhard Stalling, 3,20 Mark). Diese Zusammenstellung bestätigt den Eindruck, den die markante Persönlichkeit des Reichsministers im In- und Auslande schon bei seinem ersten Auftreten hervorgerufen hat. Das Bild ist nicht vollständig und konnte es bei der Auswahl nicht sein, da einige wichtige Reden, die wesentliche Züge enthalten, fortbleiben mußten. Aus dieser Zusammenstellung aber wird völlig deutlich, wie dieser brennende Mensch und leidenschaftliche Denker, dem alle Mittel des großen Redners mühelos zur Verfügung stehen, die Menschen, vor allen Dingen die Jugend, mit sich reißen mußte. Man meint, Wirkung und Gegenwirkung in den Ausstrahlungen der Masse auch auf den Redner deutlich zu vernehmen und wird gespannt sein, vielleicht in einem Bande späterer Reden denselben Vorgang in seiner Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Auslande und der großen internationalen Öffentlichkeit feststellen zu können.

✱

Maximilian Claar, Italien (Weltpolitische Bücherei Band 29). Berlin, Zentralverlag. — Eines der allerbesten Bücher, die den Gebildeten in Geschichte, Verfassung, Verwaltung, Weltstellung und Wirtschaft des gelobten Südländes einführen. Die Einstellung war bereits bei der Abfassung (1932) mit guten Gründen, aber auch in wohlthuender Zurückhaltung faschistenfreund-

lich. Persönlichkeit und Erfahrung des Verfassers verbürgen die Verwertung bester Unterlagen; Ausstattung und Druck sind vortrefflich.

✱

Von „Jean Pauls sämtlichen Werken“, die in Verbindung mit der Preussischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie herausgegeben werden (Weimar, Hermann Böhlau), ist ein neuer Band erschienen (broschiert 26 Mark). Es ist der 8. Band der 1. Abteilung, umfassend den 1. und 2. Band des „Titan“ und den komischen Anhang des Titan. Herausgeber ist bekanntlich der bewährte Jean Paul-Forscher Eduard Berend.

✱

Eine Reihe wichtiger Bücher muß sich bei der fast unübersehbaren Fülle des Büchermarktes dank der planlosen Produktion der deutschen Verleger mit der Titelaufzeichnung begnügen, aber die Aufnahme als solche bedeutet Empfehlung. Da sind zwei wesentliche Bücher zur Eugenik: „Rassenhygienische Fibel“ von E. Jörns und J. Schwab (Berlin, Alfred Metzner, 2,20 Mark), die wirklich aus der Liebe zur deutschen Jugend geschrieben ist von Fachmännern, damit die Jugend wenigstens an lebendigem Besitz das schon mitnimmt, was den Älteren gefehlt hat, wie der gegenwärtige Zustand beweist. — Wichtig ist auch das Buch „Erb- und Rassenkunde“ von E. Meyer und W. Dietrich mit 55 Abbildungen (Breslau, Ferdinand Hirt, 2,50 Mark). — Gut und brauchbar ist das „Warenbuch für den deutschen Wohnbedarf“ von Werner Gräff, „Tezt wird Ihre Wohnung eingerichtet“, aufgebaut auf praktischen und materialästhetischen Grundsätzen.

✱

In Teubners Quellensammlung für den Geschichtsunterricht erscheint „Der deutsche Reichsgedanke“ von Hans Goldschmidt (Unitarismus, Föderalismus, Dualismus). — Mit der entscheidenden Frage des wahren Sozialismus beschäftigten sich zwei Bücher: Friedrich Schinkel, „Preussischer Sozialismus“ (Breslau, W. S. Korn, 3,50 Mark) und Moeller van den Bruck, „Sozialismus und Außenpolitik“ (Breslau, W. S. Korn, 2,50 Mark).

Aufschlußreich und gut ist das Buch von Johann Georg Sprengel, „Der Staatsgedanke in der deutschen Dichtung“ (Berlin, Junker & Dünhaupt, 4,80 Mark). Das Buch von Ernst Wilhelm Eschmann, „Vom Sinn

der Revolution“, legt vom Geistigen her die Grundlagen zur Gegenwart und geht auf eine neue Verschmelzung von Politik und Religion aus. (Jena, Eugen Diederichs, 2,40 Mark).

*

Ganz konkreten Fragen gehen die Schriften zu Leibe „Die Arbeitsdienstpflicht“, eine Dissertation der Handelshochschule Mannheim von F. W. Schiettinger, die ein verdienstvoller Beitrag zu einer historisch-theoretischen Analyse des ganzen Problems ist, und die temperamentvolle Schrift von Peter Martin Lampel, „Siedeln!? Mensch — wie sieht das aus?“ (Berlin, Rübiger-Verlag, 2,50 Mark), in der Lampel über Fahrten in Siedlungen und Siedlerschulen und seine Erfahrungen hierbei berichtet. Lampel trieb hierbei der Gedanke, quer durch alle Fronten Verbindungen zu schaffen, damit das Volk den Wahnsinn der Parteigeheissigkeiten vergißt. Lampel, über dessen frühere Dinge man sich wundern konnte, scheint sich ganz und fest gefunden zu haben. So verdient das, was er jetzt zu sagen hat, volle Beachtung. — Ein weiterer Beitrag zur Siedlungsfrage ist „Reclams Siedlerbuch“, „Siedeln — aber richtig“, von Regierungsbaurat Hellmuth Noack (Leipzig, Reclam, 1,45 Mark), eine ausgezeichnete, sachkundige Unterweisung. — Hierher gehört auch das Buch von Carl Hartwich, „Rittergut oder Bauerndorf?“ (Hamburg, Paul Hartung), das in übersichtlicher Gruppierung bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Tatsachen zur Grundbesitzverteilung im deutschen Osten zusammenstellt, aus denen die gegebenen Folgerungen für die Weiterarbeit leicht zu ziehen sind.

*

In den „Wissenschaftlichen Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte“ (München, Duncker & Humblot) sind erschienen Gerhard Leibholz, „Die Auflösung der liberalen Demokratie in Deutschland und das autoritäre Staatsbild“ (2,80 Mark), knapp, klar und unentbehrlich, und Hans Eppler, „Das Recht“, eine gründliche Untersuchung über Rechtsbegriff, Rechtsgeltung und Rechtsgebilde (1,80 Mark).

*

Ein Buch wesentlichster und nachhaltiger Anregung ist das in Form wie Inhalt vollendete Werk von Guido Harbers, „Der Wohngarten“ (München, E. D. W. Callwey, 9,50 Mark). Das ausgezeichnet angelegte Buch bringt in Großquartformat, unterstützt von vielen

Tabellen und einem prachtvollen Bildmaterial, in 453 Abbildungen grundlegende Untersuchungen zu der Frage des Raumes und der Bauelemente des Wohngartens. Das Buch vermittelt eine Fülle von Belehrung, ja Erkenntnis und sollte in der Hand eines jeden sein, der das Glück hat, einen Wohngarten sich anlegen zu können, denn der Münchener Stadtbaurat lehrt unaufdringlich auch die innere Verpflichtung für den Gartenbauer, den Gesetzen des Wohngartens treu zu sein. Mitgearbeitet hat der bekannte Gartenarchitekt Hans Paulus.

*

Aus der Feder des bekannten Historikers Hans Roger Madol ist ein interessantes Buch erschienen, „Gespräche mit Verantwortlichen“ (Berlin, Universitas), das in den Unterhaltungen mit Graf Berchtold, Caillaux, Paléologue, v. Schoen, Cambon, Ferdinand und Boris von Bulgarien, Kerenski, Ritti, v. Kühlmann, Houston Chamberlain, Margueritte, Jorga, Prinz Sixtus v. Parma, Tewfik eine Fülle von Material zu der furchtbaren diplomatischen und politischen Geschichte von Kriegen und Nachkriegszeiten in fesselnder Form bringt.

*

Das Buch von Theodor Scheffer, „Potsdam“ (Leipzig, Armannen-Verlag), liegt schon in 3. Auflage vor. Das bestätigt das günstige Urteil, das dieses Buch verdient.

*

Ein Beitrag zur Wehrhaftigkeit ist die Schrift „Die deutsche Miliz der Zukunft“ von einem ungenannten Verfasser (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), die sich ganz klar, angefaßt mit großer Sachkenntnis, das eine Ziel setzt: das deutsche Volk muß wieder werden ein Volk in Waffen (2 Mark).

Zur Arbeitsdienstpflicht ist als wichtiger Beitrag zu werten die Schrift von Friedrich Wilhelm Heinz, „Kameraden der Arbeit“, die sowohl eine Schilderung des gegenwärtigen Standes der Arbeitslager gibt, aber auch energisch und zielbewußt die Aufgaben und die Zukunftsmöglichkeiten zeichnet (Berlin, Frunberg-Verlag, 5,90 Mark).

Eine Biographie des Reichsbauernführers und Landwirtschaftsministers Darré schrieb Hermann Reischle, „Reichsbauernführer Darré, der Kämpfer um Blut und Boden“ (Verlag Zeitgeschichte, Berlin, 1 Mark), die neben dem Persönlichen bis zum Kinderbild das Programmatische der in Angriff genommenen Arbeit überzeugend herausstellt.

Ein schlechter Film in Buchform ist Alexander Lernet-Holenias „Ich war Jack Mortimer“ (Berlin, S. Fischer). Auch das Deutsch ist nicht berühmt, und es sind nicht nur Provinzialismen Wiener Herkunft, die stören. Da ist mit dem einen Wunsch, Spannung um jeden Preis zu erreichen, eine unhaltbar konstruierte Begebenheit zurechtgeschrieben, die man vor zwanzig Jahren sich vielleicht auf der Leinwand noch hätte gefallen lassen. Ein Chauffeur findet in seiner Droschke einen erschossenen Fahrgast. Wie alle anderen Menschen dieser Erzählung

tut er im geeigneten Augenblick gerade das, was psychologisch irrsinnig ist, aber dem Autor die Fortführung seiner abenteuerlichen Handlung weiter ermöglicht. Er tritt in die Rolle des Ermordeten, und nun beginnt ein virtuoser Wirtswarr von Geschehnissen. Frauen erschießen Männer und geben sich hin, ohne zureichenden Grund und ohne Erklärung, der Chauffeur tut für seinen Bildungsgrad und jede menschliche Vernunft unmögliche Dinge, aber alles geht gut aus. Solche Machwerke lohnen nicht das gute Papier, auf dem sie gedruckt werden. D. R.

Politische Rundschau

Das Jahr 1933 brachte manche außenpolitische Entscheidung, deren Tragweite erst später sichtbar werden wird, wenn auch die unmittelbaren Folgen gleich sich bemerkbar machten.

Beginnen wir unsere Betrachtungen mit der Abrüstungsfrage, so müssen wir feststellen, daß der Abbruch der Genfer Konferenz zwar eine Klarstellung der Fronten, nicht aber eine Lösung des Problems brachte. Wir glauben an eine solche Lösung auch nicht so recht, die Frage ist in einen Knäuel politischer Fragen hineingekommen, aus dem andere Probleme jetzt schon stärker herausragen als der eigentliche Kern. Die Abrüstungskrise ist zu einer offenen Völkerbundsfrage geworden. Denn kaum hatte Deutschland seine Absicht erklärt, aus Genf zu scheiden, so kam auch schon ein italienisches Ultimatum, an dem die Regierungen nicht mehr vorbeigehen können. Der Wandel in Genf hat sich rein äußerlich dadurch vorbereitet, daß England den Vorsitz in der Bürokratie abgab und ein Franzose die Stellung eines Generalsekretärs übernahm. Damit wurde offenkundig, daß die französische Politik das Machtinstrument des Völkerbundes ganz für sich und die Verbündeten in Anspruch nehmen will. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Italien daraus die notwendigen Konsequenzen zog. So ist im Jahre 1933 eine politische Arbeitsmethode, nämlich die Debatte mit verschleierte Absichten, die Diskussion in kleinen und großen Zirkeln, die Handlungen nicht vorbereiten, sondern vereiteln sollte, ad absurdum geführt worden. Wir halten diesen Wandel für nützlich, es wird notwendig sein, in Zukunft deutlich zu sagen, was man will, das Gremium, in dem diskutiert wird, dürfte eine andere Gestalt bekommen als der Rat in Genf. Der Schwerpunkt der Aktivität ist von Paris nach Rom abgewandert; während Frank-

reich und seine Vasallen für *ritardando* schwärmen, hat Italien *Tempo* vorgelegt und damit die offensiv und vorwärts treibenden Kräfte in Bewegung gebracht. Europa ist im vergangenen Jahr aus dem Zustand der außenpolitischen Erstarrung, aus dem Eisfeld, in Bewegung gebracht worden, für uns und alle, die ein Interesse an einer wirklichen Friedenspolitik haben, ein großer taktischer Vorteil. Das Bündel der verschiedenen miteinander verflochtenen Fragen ist dadurch als Ganzes in Unruhe gekommen, es schälten sich am Schluß des Jahres die Fragen klarer heraus, die mit der Abrüstung gelöst werden müssen. Die Folge war ein verstärkter Wille nach Revision der Pariser Vorortverträge. Der aktive Wille zur Revision ist nicht auf Italien beschränkt geblieben, im Unterhaus in London hat eine beachtliche Gruppe von Abgeordneten sämtlicher Parteien den gleichen Wunsch ausgesprochen. Was früher nur in Presseartikeln da und dort zum Ausdruck kam, finden wir heute nun schon als geschlossene Meinungsäußerung politischer Faktoren, die als Symptome des Fortschritts zu werten sind.

Welche Beachtung sie in Prag gefunden haben, zeigen die Reden, die Benesch und Titulescu bei der Begegnung in Kaschau hielten, und ebenso die Ansprachen gelegentlich der Reise Beneschs nach Paris. Aus ihnen klingt das unentwegte Festhalten am alten Standpunkt, diesmal vielleicht etwas mehr abgewandelt nach der Seite einer Donauföderation hin, die man so gern in Prag auf die Beine bringen möchte, aber nicht zusammenschweißen kann, weil hier Wirtschaft so stark gegen Politik steht, daß keine Brücke gefunden werden kann. Außerdem liegen hier italienische Interessen quer vor dem Weg, die immer stärker verteidigt werden.

Im Südosten Europas hat das vergangene Jahr zwar noch keine praktisch sichtbaren Veränderungen der gesamtpolitischen Lage gebracht, das starre Festhalten am Alten ist aber nicht mehr möglich. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Autonomieforderung der Slowaken, die offen eine Änderung der territorialen Verhältnisse der Tschechoslowakei anstreben. Wenn Benesch heute noch als der große Mann nach außen hin auftritt: in seinem eigenen Staate glaubt niemand so recht mehr an seine Bedeutung.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Reich sind durch die Initiative des Ränglers auf eine klare Linie der Verständigung zurückgeführt worden. Die offiziellen Gespräche haben begonnen. Wir wissen als starken Gegenspieler auf der anderen Seite Herrn Herriot, der schon bei früheren Gelegenheiten als schwieriger Partner erkannt worden ist. Trotzdem glauben wir, daß die Verständigung Fortschritte machen kann, die europäische Gesamtlage erheischt Vernunft.

Die Spannung, die im vergangenen Frühjahr herrschte, ist dank unserer Initiative gewichen. Das Reich hat es verstanden, auch an der Ostgrenze in eine ruhigere Lage zu kommen. Die unmittelbare Unterhaltung mit Polen ist auf jeden Fall besser als die Verständigung über den Genfer Draht, der mit viel zu viel anderen Interessen belastet wurde, als daß eine offene Unterhaltung ermöglicht worden wäre.

Die Viererpaktidee, die im abgelaufenen Jahre als Konkurrenzidee gegenüber dem Völkerbund aufkam, hat sich weiter vertieft. Es sieht so aus, als sollte sie in das Instrumentarium der kommenden Verhandlungsmethode fest eingefügt werden. Wir würden es vom deutschen Standpunkt aus für nützlich halten, im Rahmen dieses Pakttes zu arbeiten, weil dann Stimmverhältnisse in Wegfall kommen, die in Genf stets einen Fortschritt verhindert haben.

Als Sensation des Jahres 1933 ist schließlich die Gründung der 4. Internationale zu erwähnen. Sie ist sensationell, weil an ihrer Spitze kein geringerer als Trozki steht und weil sie ferner gerade in Frankreich gegründet wurde. Man wird abwarten müssen, was diese Gründung für einen tieferen Sinn hat, vielleicht nur den, einen neuen Wandschirm für die Propaganda des Weltkommunismus zu finden, der seine dritte Internationale nicht mehr so exponieren darf, seitdem seine Vertreter in den Banken New Yorks ein- und ausgehen. Eine Lesart geht dahin, daß die vierte Internationale

den Zweck haben soll, den Sturz Stalins vorzubereiten, um Trozki in Moskau wieder ans Ruder zu bringen.

Der Bolschewismus hat im vergangenen Jahre zahlreiche Fortschritte gemacht. Im fernen Osten haben die Aufstände einzelner Generäle zugenommen. Hinter den nationalen Fassaden verbarg sich meist der Bolschewismus, der nach errungenem Erfolg sehr bald erbarmungslos in die Erscheinung trat. In Europa war Spanien das letzte Opfer der moskowitzischen Wühlarbeit, die Schablone paßte so genau, daß man unschwer erkennen konnte, wer seine Hand im Spiele hat. In Südamerika ist die Gefahr bewaffneter Aufstände noch lange nicht überwunden, selbst in den Vereinigten Staaten regt der Bolschewismus in sehr starker Form seine unsichtbaren Glieder. Manche Steptiker prophezeien Amerika einen kommunistischen Putsch. Die erfolgte Anerkennung der Regierung in Moskau wird nicht verhindern, daß sich die Wühlarbeit der kommunistischen Internationale verstärkt. In Genf hat eine kommunistische Kantonalregierung ihr Amt angetreten, in Norwegen wird bald eine solche folgen. Solange die Gesellschaft der Gutgesinnten in den einzelnen Staaten fest schläft, wird der Gedanke der Weltrevolution Fortschritte machen. Optimismus ist hier nicht am Platze, denn die Wirtschaftskrise schafft im Ausland weiter den Nährboden für bewaffnete Aufstände.

In Ostasien hat sich im Jahre 1933 viel geändert. Japan hat seine kontinentale Stellung gefestigt und ausgebaut. Seit seinem Austritt aus dem Völkerbund hat niemand gewagt, ihm seine Beute streitig zu machen. Wir werden damit rechnen müssen, daß dieser neue Wetterwinkel der Weltpolitik auch im kommenden Jahre große Bedeutung haben wird.

Lassen wir die ganzen Ereignisse des Schicksalsjahres 1933 an uns vorüberziehen, so müssen wir feststellen, daß zwar keine Entscheidungen mit endgültigem Charakter heranreisten, daß aber in verschiedenen Problemen unverkennbar eine Auslodierung eingetreten ist, die jetzt allerdings ausgeweitet werden muß. Wir finden neue Menschen und neue Methoden vor. Was schicksalhaft erscheinen mag, kann in wohlüberdachter Arbeit seinen Ursprung finden. Die deutsche Nation steht als geschlossene Einheit in allen entscheidenden Fragen dem Ausland gegenüber; sie hat damit ein außenpolitisches Kapital in die Hand bekommen, das von unschätzbarem Wert ist. Sein überlegter Einsatz wird uns — das wollen wir vom neuen Jahr erhoffen — weiter vorwärts bringen auf dem Weg zu einem wahren, ehrenvollen Frieden.

Reinholdus.

Vor dem Schnellrichter

Die auslanddeutsche Bilanz

des Jahres 1933 ist nicht leicht zu ziehen. Die nationale Neuordnung im Reich weckte im Auslandsdeutschtum tiefsten Widerhall, aber zugleich waren die Staaten und Staatsvölker, denen deutsche Volksgruppen überantwortet sind, bemüht, die deutschfeindliche Konjunktur zu nutzen und die Propaganda gegen das neue Deutschland mit verschärfster Entrechtung und Assimilierung des bodenständigen Deutschtums zu verbinden. Das offenbarte sich insbesondere dort, wo das bodenständige Deutschtum seinerseits neue Formen suchte und sich, abgelöst von der demokratischen Ideologie des Staates, straffer im Sinne des Führergedankens organisierte.

Die Entrechtungsaktionen, die in der Tschechoslowakei gegen die Sudetendeutschen durchgeführt wurden, die Vorgänge in Estland, wo die neugewählte Führung der Deutsch-Baltischen Partei zurücktreten mußte und der Deutsche Kulturrat aufgelöst wurde, aber auch die Entwicklung in Siebenbürgen zeigten an, wie geschickt die Staatsvölker auf jede innere Auseinandersetzung innerhalb einer auslanddeutschen Gruppe zu reagieren wissen. Und wie raffiniert die deutschfeindliche Propaganda am Werk ist, erwies auch der Antrag, den die lettlandische Sozialdemokratie, unter dem Beifall der bürgerlichen Assimilationsparteien, einbrachte, der darauf hinauszielte, das deutsche Schulwesen dem lettischen Schulwesen zu unterstellen, weil in den deutschen Schulen „Hitlergeist“ gelehrt werde, ein Antrag, der freilich von der Mehrheit der Saeima seine wohlverdiente Ablehnung gefunden hat. Jede wirkliche oder scheinbare Zwiespältigkeit im Deutschtum ist für die Staatsvölker ein Zeichen der Schwäche, das zu erhöhtem Einsatz des Staatsapparates anreizt. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß die deutschen Volksgruppen mehr denn je darauf bedacht sein müssen, nach außen hin ihre Geschlossenheit zu wahren.

Jakob Bleyer

wurde in Budapest zu Grabe getragen. Die Hauptstadt des ungarischen Staates sparte nicht mit äußeren Ehren. Ein Ehrengrab stand bereit, um die sterblichen Überreste des Mannes aufzunehmen, in dem sich bestes volksdeutsches Schwabentum verkörperte. Der Dekan der Universität Budapest hielt im Namen des ungarischen Abgeordnetenhauses

und der Wissenschaft die Trauerrede. Er verfehlte nicht, die großen Verdienste des Forschers und Gelehrten Bleyer darzulegen. Er vergaß auch nicht den Menschen und ungarischen Patrioten Bleyer. Aber — und dieses „Aber“ wiegt schwer — selbst in dieser Trauerrede lehnte der Vertreter Ungarns den Deutschtumsführer Bleyer ab und gab damit zu erkennen, daß er das eigentliche Wesen des Verstorbenen überhaupt nicht verstanden hatte oder nicht verstehen wollte. So war auch dies Begräbnis von der Tragik unwittert, die den Politiker und Volkstumsführer Bleyer zu Lebzeiten begleitet hatte. Er, der wie kein anderer die Möglichkeit besaß, innerhalb der ungarischen Staatsgrenzen den Ausgleich zwischen Staat und Volkstum durchzuführen (sofern nur das Staatsvolk sich zu der Selbsterkenntnis durchrang, daß dieser Ausgleich in seinem ureigensten Interesse lag), mußte immer wieder mit den Mächten des Unverständnisses ringen, mit den überlebten Vorurteilen einer ungarischen Gesellschaft, die Staatsbürgerschaft und Volkstum gleichsetzte, ohne zu bedenken, wie sehr diese Einstellung das Ansehen Ungarns herabwürdigte, ja, letztlich nur der Stabilisierung der Gewaltgrenzen von Trianon diene.

Daß chauvinistische Studenten dem Professor Bleyer die Fenster einwarfen, hat den Deutschtumsführer gewiß nicht so verbittert wie den ungarischen Patrioten Bleyer, dem die Liebe zum Vaterlande Ungarn nicht minder selbstverständlich war als die Liebe zu seinem Deutschtum. Denn als ungarischer Patriot mußte er erleben, daß das von Ungarn abgetrennte Deutschtum sich schließlich sogar freier entfalten konnte als zuvor innerhalb der ungarischen Staatsgrenzen. Und gerade, weil ihm der Kampf Ungarns um die Revision seiner Grenzen am Herzen lag, litt er unter dem Wahn des Staatsvolkes, man könne gleichzeitig im eigenen Staate die Minderheiten assimilieren und Gebiete in Anspruch nehmen oder zurückfordern, in denen die Nachfolgestaaten, nicht zuletzt um Ungarn zu schaden, die Fehler des alten Ungarn zu vermeiden suchten. Daß der hochgelahrte Dekan der Universität Budapest selbst am Grabe noch die Streitart schwang, so daß die nach ihm auftretenden Führer des Schwabentums den Toten in Schutz nehmen mußten, zeigte leider erneut an, wie wenig das ungarische Staatsvolk inzwischen hingenugelernet hat, wie stur es noch immer einer Assimilationspolitik

anhängt, der das ungarländische Deutschtum selbst, dank der Lebensarbeit des Deutschtumsführers Bleyer, längst entwachsen ist. Und wenn man auf ungarischer Seite nunmehr, nach dem Tode der „ausgleichenden Führerpersönlichkeit“, die Radikalisierung der volksdeutschen Bewegung in Ungarn befürchtet: mit den Mitteln der alten Nationalitätenpolitik läßt sich eine solche Radikalisierung keinesfalls aufhalten. Das Deutschtum in Ungarn ist loyal und hat seine Loyalität hundertfach unter Beweis gestellt. Aber auch die ungarische Gesellschaft sollte sich endlich klarmachen, daß das Wort „Schwab“ ein Ehrenname geworden ist und seine Verächtlichmachung, insbesondere bei der jungen Generation, nicht mehr verfangt.

Diesen Beweis erbrachte in erschütternder Weise das Begräbnis des Deutschtumsführers. Aus den entlegensten Dörfern Ungarns waren die deutschen Abordnungen erschienen, um dem Führer das letzte Geleit zu geben, und dieser machtvolle Schwabenzug, der durch die Straßen der Hauptstadt zog, offenbarte eindeutig, daß das ungarländische Deutschtum nicht gewillt ist, sich selbst auf- und damit die Lebensarbeit seines Führers preiszugeben — so unerföhlich auch die Persönlichkeit Bleyers ist und so stark auch die ungarische Gentry auf die Zwietracht im deutschen Lager gewisse Hoffnungen setzen mag.

Der neue Direktor

der Nationalgalerie, Dr. Hanfstäengl, hat etwas sehr Vernünftiges getan: er hat das Kronprinzenpalais nach einer raschen Neuordnung der Bestände der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Ein bißchen von Scharbts Arbeit ist bestehen geblieben; die sehr reizvolle Neuordnung der Räume im Prinzessinnenpalais, wo man an Stelle der Schinkelsammlung eine ausgezeichnete Auslese aus den Handzeichnungen und Aquarellen untergebracht hat, wird hoffentlich in die endgültige Neuordnung hinübergenommen. Im übrigen ist die Grundstruktur von Justis Gliederung des Materials erhalten geblieben: unten hängen Eberogt, Corinth, Munch, van Gogh; oben der Expressionismus von Nolde bis Koschka, Marc bis Klee, daneben die Heutigen — und das Mittelgeschloß hat man den Maler Karl Leibold zu einer Sonderausstellung eingeräumt. Das ist ein sehr eigenartiges Unternehmen: man erlebt das Werk eines Mannes, der abseits von den sichtbaren Strömungen der Zeit seinen Weg gesucht hat und doch zu ähnlichen Ergebnissen gekommen ist. Seine Malerei sieht sehr anders aus als die der heute Modernen

und bestätigt sie zum Teil doch. Leibold ist am französischen Impressionismus vorübergegangen und brauchte sich daher auch nicht gegen ihn zu stellen; er nahm vom Englischen seinen Ausgang von der Welt William Turners, zum Teil auch der Präraffaeliten — und landete bei der gleichen Auflösung des Gegenständlichen wie der Antiimpressionismus von 1910. Aus einer gedämpften tonigen Farbigkeit entwickelte er eine immer stärkere Entmaterialisierung seiner Objekte, um zuletzt bei freischwebenden Gebilden aus Form und Farbe an sich anzukommen. Er zog die letzten Folgerungen aus Turners Marinen und Aquarellen — mit dem Ergebnis einer gegenstandslosen Romantik des großen Heroischen, der Vision an sich. Es blieb ein gut Teil Dekoration dabei: es entstand aus den Voraussetzungen der Zeit zwischen 1900 und 1910, aus dem Rausch der reichen Zeitromantik ein Werk, das manches Verwandte zu der Arbeit etwa von Rohlfes, von Ludwig von Hofmann, ja selbst von Marc enthält und so zeigt, daß zuletzt jeder lebendige Mensch von den inneren Kräften seiner Zeit getragen wird, ihnen so oder so sich beugen muß. In der Kunst hört die Willkür auf — vorausgesetzt, daß es sich wirklich um lebendige Kunst und nicht um Surrogate handelt.

Wie verfahren

die Berliner Theaterverhältnisse sich in diesem Winter entwickelt haben, sieht man vor allem daraus, daß das wichtigste Ereignis mitten in den Kernwochen der Spielzeit die Eröffnung des Preussischen Theaters der Jugend im Schillertheater war. Die Tellaufführung unter der Regie des Intendanten Herbert Maisch, mit fast lauter jungen Schauspielern vor einem Parkett, das zur größeren Hälfte aus jungen Menschen bestand, war wichtiger als das meiste, was wir in diesen Monaten gesehen haben, weil mit dieser Inszenierung endlich wieder in Berlin ein neuer Mann auftauchte, der das wichtigste mitbringt: Leidenschaft für das Theater. Der Intendant Maisch hat ein lebendig unmittelbares Temperament, mit dem er zuweilen Schwierigkeiten überrennt, statt sie zu lösen: er besitzt die Energie, die notwendig ist, ein Stück Dichtung auf der Szene in Bewegung zu setzen und zugleich zur Wirkung über die Rampe hinweg auf das Parkett zu bringen. Er war mit dem Text der Dichtung bisweilen fast so sorglos umgegangen wie Herr Zeffner: den Monolog hatte er halbiert, die populärsten Zitate teils gestrichen, teils verkürzt: das Ganze aber zog so bewegt und rasch vorüber, daß ein durchaus positives Ergebnis

zustande kam. Er hatte als Tell einen ganz jungen Schauspieler herausgestellt, der den Schützen als halben Jüngling, schlank, schmal, bartlos spielte; die ganze Aufführung einschließlich des ausgezeichneten Attinghausen Wintersteins war im Alter um einige Jahrzehnte herabgesetzt — und es ging. Es gab Momente, wo das Temperament des Anlaufs nicht mehr ganz ausreichte, wo die Bewegtheit äußere Bewegung, Laufen, Springen wurde: das Ganze blieb im Gang bis zum Ende, war lebendiges Theater, das heute Seltenheitswert

bekommen hat. Die zweite Aufführung des Schillertheaters, eine Dramatisierung der „Glücksritter“ von Eichendorff durch Günter Eich, mit Musik von Mark Lothar wirkte schwächer, weil das Wesen Eichendorffs nun einmal der Bühne widerstrebt: trotzdem ist mit Maisch wieder ein bißchen Hoffnung für das versackende Theater nach Berlin gekommen. Er bringt neue Züge und damit einen neuen Maßstab; so stärkt er die Kräfte, die noch der ständig zunehmenden Provinzialisierung des Berliner Theaters entgegen zu arbeiten versuchen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Eugen Diesel, Bornstedt — Dr. Paul Fechter, Berlin — Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Hans Stubbe, Münchenberg — Gottfried Köhler, München — Fritz Köhler, Berlin — Reichsminister a. D. Frhr. v. Gayl, Königsberg — Daniel Corkery, Dublin — Dr. Emmerich, Hamburg — Dr. Werner Wirths, Berlin — Hans Werner, Lugano — Gregor Heinrich, Berlin.

Im 60. Jahrgang veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau“:

Jakob Bleyer +

Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa (November 1926) — Das Verhältnis zwischen Ungarn und Deutschland (März 1929)

Daniel Corkery

Feiglinge. Frische Erzählung (Juni 1921) — Oberst MacGillneuddy geht heim (August 1923) — Die Glut unter der Asche. Erzählung (Februar 1925) — Das Ausleuchten (April 1929) — Das dunkle Tor (November 1930) Der Heimkehrer (Januar 1934)

Andreas Heusler

Bilder aus Island (August/September 1896) — Die Isländerfagas als Zeugnisse germanischer Volksart (März 1917) — Das tausendjährige Island (Mai 1930)

J. v. Uexküll

Darwin und die englische Moral (November 1917) — Biologie und Wahlrecht (Februar 1918) — Biologische Briefe an eine Dame (März/Juni 1919) — Was ist Leben? (Dezember 1920) — Die neuen Götter (Oktober 1921) — Mensch und Gott (Januar 1922) — Leben und Tod (Februar 1922) — Das Problem des Lebens (Dezember 1922) — Die Persönlichkeit des Fürsten Philipp zu Eulenburg (Mai 1923) — Weltanschauung und Gewissen (Dezember 1923) — Mechanik und Formbildung (Oktober 1924) — Rudolf Maria Holzapfels Panideal (Februar 1925) — Gott oder Gorilla (September 1926) — Menschenpläne und Naturpläne (Mai 1932) — Die Entplanung der Welt (Juli/August 1933)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG



Hervorragende kulturkritische Werke!

Eugen Diesel

Der Weg durch das Wirrsal. Das Erlebnis unserer Zeit. Taschen-
ausgabe. Ganzleinen Rm. 4.80, Kartonband Rm. 3.50

Die deutsche Wandlung. Das Bild eines Volks. Ganzleinen Rm. 7.20

Völkerschicksal und Technik. Mit 4 Abbildungen. Kartonband Rm. 2. —

Die Neugestaltung der Welt. Zur Frage unseres technischen Schick-
sals. Kartonband Rm. 1.05

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF. STUTTGART / BERLIN

Friedrich der Große BRIEFE UND SCHRIFTEN

Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Richard Jester. Mit 6 Tafeln und
2 Handschriftenwiedergaben. 2 Bände, in Halbleder 9 RM., in Leinen 6 RM.

Alfred Rosenberg schreibt:

in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“: „Diese Ausgabe unterscheidet sich
durch Sonderung des Wichtigsten und großzügige Wertung von vielen anderen.“

Zu beziehen durch
jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

Die Literaturwissenschaft auf neuen Wegen

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehererregend in seiner umwälzenden Me-
thode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das „Handbuch der Literaturwissen-
schaft“, herausgegeben von namhaften Universitätsprofessoren und Fachgelehrten. Mit ca.

3000 Bildern

in Doppeltondruck und vielen
Tafeln z. T. in Vierfarbendruck.
Geg. monatl. Zahlung von nur RM

5.—

Man verlange ausführliches Angebot und Ansichtssendung No.82a

Artibus et literis, Gesellschaft f. Geistes- u. Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Von den Kommissaren wurde zur Anschaffung in den Volksbüchereien empfohlen:

Edgar J. Jung **Die Herrschaft der Minderwertigen ...**

ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein neues Reich

Damit hat dieses grundlegende philosophisch-politische Werk, das als geistige Vorbereitung der inneren Revolution des deutschen Volkes Jahre hindurch gewirkt hat, nunmehr auch die ihm gebührende staatliche Anerkennung erfahren, nachdem es in den vergangenen Jahren von der Presse der Gegner des Nationalsozialismus toteschwiegen worden war. Trotz dieses Schweigens der deutschen „Weltpresse“ hat das Buch jetzt schon die 3. Auflage (11.–15. Tausend) erreicht. Für ein Buch, das so hohe Anforderungen an seine Leser stellt, wie das vorliegende, gewiß ein außerordentlicher Erfolg! Umfang 692 Seiten, Lexikon-Format, mit zahlreichen Statistiken, Schaubildern usw.

In Ganzleinen RM 7.60, brosch. RM 6.75

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 68

Stiewe=Bücher

die besten politischen Anschauungsbücher

Willy Stiewe

Der Krieg nach dem Kriege

Eine Bilderchronik

aus Revolution und Inflation

3. Auflage (8.–10. Tausend)

In Halbleinen RM 3.20

„Es bleibt der stärkste Eindruck erlittener Geschichte.“ Deutsche Zeitung, Berlin

„Bilder, die man nicht wieder vergißt, Bilder, für deren Zusammenstellung dem Verfasser Dank gebührt.“ Der Angriff, Berlin

Willy Stiewe

So sieht uns die Welt

Deutschland im Bild der Auslandspresse

In Ganzleinen RM 3.20

Steif kartoniert RM 2.60

„Dieses bilderreiche Buch, von einem der bedeutendsten deutschen Bildredakteure verfaßt, kann heute schon historische Bedeutung beanspruchen.“ Saarbrücker Zeitung

„Man kann nur allen verantwortlichen und zuständigen Stellen auf das dringendste nahelegen, dieses schmale Buch, gefüllt mit erdrückendem Material, zu studieren.“ Der Tag, Berlin

Verlag Deutsche Rundschau

G. m. b. H.

Berlin SW 68

Jeder Politiker, jeder Historiker

braucht die

Deutschtums= Bücher

Sie liefern das grundlegende Material für den Kampf um die Rechte des Deutschtums im Grenzland und im Ausland

Wilhelm Winkler

Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums
In Ganzleinen RM 10.—

Hans Siegfried Weber

Der Kampf um die Saar
Ganzleinen RM 5.—, kartoniert RM 4.—

Gustav Peters

Der neue Herr von Böhmen
Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei Kartoniert RM 3.—

Albrecht Rogge

Die Verfassung des Memelgebietes
Ein Kommentar zur Memelkonvention
Kartoniert RM 10.—

Theodor Grentrup

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa
Kartoniert RM 11.—

Rudolf von Broecker

Der Volksdeutsche fremder Staatsangehörigkeit im Reich — Eine Darstellung seiner Rechtslage
Kartoniert RM 1.60

Karl Josef Kaufmann

Das deutsche Westpreußen Kartoniert RM 4.50

Verlag Deutsche Rundschau

G. m. b. H.

Berlin SW 68